Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Nr. 6 — Marburg i. H., den 8. Februar — **1912**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Glauben und Wagen — Der religiöse Gegensatz zwischen Friedrich dem Großen und seinem Vater — Religion. Ein Landpfarrergespräch am Wahltag — Die chinesische Revolution — Dritter offener Brief aus Rom — Sylvesternacht auf dem Ganges — Verschiedenes: Albrecht Ritschl über das ostpreußische Flugblatt; Zu den Sensationen der Jesusliteratur; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Glauben und Wagen

Wer seine Seele verliert, der wird ihr zum Leben helfen. Luk. 17, 33.

Gott gehorchen, seine Gebote erfüllen, mit rücksichtsloser Entschiedenheit das ganze Herz in seinen Willen geben, um Gottes willen bereit sein zu jedem Opfer und jedem Verzicht, zu jeder Mühe und jedem Kampf — wenn **das** Christentum heißt, so ist es ein unmögliches Ding, so geht es über Menschenkraft, ist gradezu unmenschlich!

So wird uns eingewandt; was werden wir erwidern? Sollen wir erwidern: das sei ja nur die **eine** Seite, sei nicht das Ganze; zum **vollen** Christentum gehöre auch das kindliche Vertrauen auf Hilfe des barmherzigen Vaters, auf Vergebung des gnädigen Gottes, es gehöre dazu der harmlose Genuß der unschuldigen Freuden des Lebens, es gehöre dazu die helfende und tragende, zarte und starke Liebe brüderlicher Gemeinschaft, es gehöre dazu der Mut machende Aufblick zu dem Herzog unseres Glaubens wie zu der ihn begleitenden Wolke von Zeugen, und zuletzt der tröstliche Ausblick auf die ewige Seligkeit in Gottes himmlischem Reich.

Ja gewiß, das alles gehört dazu; und man mag vielleicht auch sagen, es sei die andere Seite des Christentums, es sei die liebliche Ergänzung jenes bitteren Ernstes.

Und doch dürfen wir nicht zu eilig sein mit diesem milden Trost. Das bequeme feige Menschenherz ist viel zu leicht bereit, sich über den Ernst der Lage, über die Größe der Aufgabe hinwegtäuschen zu lassen. Wir aber sollen nicht eilfertige Tröster sein, weder für uns noch für Andere, wir sollen treue Diener der Wahrheit sein. Dies aber ist die Wahrheit, daß es eine harte und ernste Sache, eine nach Menschenmaß unmögliche Sache ist: das wahre Christsein. Nur durch die enge Pforte und auf schmalem Wege geht es zum Ziele; nur durch Opfern und Verzichten, ohne Verheißung oder Aussicht auf Vergeltung, findet die Seele ihren Frieden. Christsein heißt nicht, wie so oft von den Feinden ihm nachgesagt und leider von vielen Anhängern auch ihm nachgelebt wird: eine Versicherung nehmen auf himmlische Herrlichkeit. Dann hieße es ja nur: klüger und gewinnsüchtiger sein als andere Menschen. Das aber bedeutet es nicht; es bedeutet: die Seele verlieren, das Leben hingeben, es hingeben an Etwas, das nicht wir sind, das größer ist als wir. Wie wir dies Etwas nennen, ob wir es unsere Pflicht nennen oder eine Idee, das Wohl unserer Mitmenschen oder Gottes Willen: das ist im Grunde einerlei; der **Name** tut es nicht, — selbstlose, stille, tapfere Hingabe, das ist die Sache.

Aber freilich diese Hingabe ist nicht die Verzweiflung eines Lebensmüden, ist nicht die Tollheit eines Irrsinnigen. Es lebt in ihr, unbewußt zunächst und unverstanden, aber in seiner Wunderkraft gespürt, eine große Hoffnung, die Hoffnung, solch Wagen werde gewinnen, diese Hingabe trage in sich selber den Gewinn ewigen Lebens.

Wagen und Glauben, das ist der Kern des Christentums:

> Du mußt glauben, du mußt wagen,
> Denn die Götter leihn kein Pfand,
> Nur ein Wunder kann dich tragen
> In das schöne Wunderland.

H Sch

Der religiöse Gegensatz zwischen Friedrich dem Großen und seinem Vater

Jeder scharfe Geistesgegensatz hat eine verschiedene religiöse Betrachtung der Dinge zum Grunde oder wenigstens als Begleiterscheinung. Als die beiden so unendlich stoßkräftigen Naturen Friedrich Wilhelms und seines Sohnes aufeinanderprallten, hat man von Anfang an das Aufblühen einer mit religiösem Sprengstoff erfüllten Atmosphäre beobachtet. Friedrichs eigenartige Entwicklung hinweg von der Frömmigkeit wird aber nicht damit schon erklärt, daß man sagt, das Kind sei mit Frömmigkeit überfüttert worden, sodaß nun naturgemäß die Gegenwirkung erfolgte. Wir können Zeller (Friedrich der Große als Philosoph) nicht zustimmen, wenn er sagt: „Das Uebermaß mechanischer Religionsübung reizte ihn frühe, sich über dieselbe lustig zu machen." Der Vater, der bei zwei Taler Strafe den Geistlichen seines Landes verbot, länger als eine Stunde zu predigen, hatte auch für seinen Sohn kurze Gebete angeordnet. Wir haben noch den genauen Stundenplan des Prinzen, welcher ein Uebermaß an Religion nicht aufweist; ein Pochen auf womöglich dreimaligen Kirchgang am Sonntag, dazu noch Zusendung von Predigten, die dem Vater gefallen hatten, und von Andachtsbüchern, macht sich erst nach der Küstriner Haft allzu lästig bemerkbar. Jetzt soll nun freilich die Bekehrung mit Gewalt und Generalmarsch vollzogen werden. Aber der eigentliche Erziehungsplan ging ja auf keinen Geringeren als Leibnitz zurück, der ihn einst für die Unterweisung des Vaters — mit so gutem religiösen Erfolg! — ausgearbeitet hatte. Die Aenderungen, die nun der König vornahm, betrafen allerlei Vernützlichung, aber in der Religion keine Erschwerung, nur eine schärfere Verdammung der Katholiken, aller Ketzer und jeder kalvinistischen Ueberspanntheit; empfohlen wurde im übrigen ein wohltemperiertes und reformiertes Christentum. Der Erfolg pflegt ja bei Ueberfütterung auch nur der zu sein, daß man allen frommen Gedanken abhold wird. Es dürfte aber unter den Königen sehr wenige geben, die die höchsten Fragen der Frömmigkeit — Gott, Freiheit, Unsterblichkeit — so im Grübeln, in Gesprächen, in Briefen hin und hergewälzt haben, wie es Friedrich bis ins Alter getan hat.

An andrer Stelle betont Zeller, daß ihm die Religion von Haus aus in einer viel zu abstoßenden und versteinerten Gestalt entgegengetreten sei, um seine Zuneigung zu gewinnen. Hierfür dient als Beweisstück vor allem die Niederschrift des dreistündigen Konfirmationsexamens der Schwester Wilhelmine, angefüllt mit theologischem Schulkram. Nun hat natürlich jene Zeit ihre Meinung genau so in Formeln dargelegt, wie wir

die unseren gebrauchen. Ein Fehler tritt allemal erst dann ein, wenn der Lehrer seine Ueberzeugung als die unfehlbare weitergibt, — womit zugleich schon, bei dem Ueberspringen auf die andere Person, die Versteinerung gegeben ist. Dennoch rühmen gerade einen solchen Unterricht Viele als trefflich, die zeitlebens, bei allen Lebensschwankungen, einer stramm autoritativen Unterweisung mit Dank sich erinnern. Nur die, welchen das Streben nach selbständigem Denken angeboren ist, werden dabei rebellisch. Es ist mir doch sehr eindrücklich, daß Schleiermachers Stiefsohn Ehrenfried, bei innigster Verehrung dem Vater gegenüber, dennoch an dessen Konfirmandenunterricht tadelt, er habe die Entscheidung zu sehr den Schülern überlassen. Der weichmütige Ehrenfried vermißte die prägende Hand.

Aber ein für allemal: es dünkt mich immer seltsam, wenn man die Schuld für zweifelhafte Frömmigkeit großer Menschen auf ihre Erzieher schiebt. Wo nicht untrügliche Gegenbeweise vorliegen, ist anzunehmen, daß man die besten für sie ausgewählt, deren man habhaft werden konnte. Hier bewundere ich die Weisheit Carlyles in seiner Geschichte Friedrichs II. — man muß allerdings die dicke sechsbändige Ausgabe lesen —; er urteilt:

> Wie diese Lehrmeister zu Werke gingen, davon hat man keine unmittelbare Meldung. Wir schließen bloß, daß man nach unbeugsamer Routine vor sich ging, ohne zu fragen: was für eine Schule? — oder überhaupt, ob angemessen für irgend einen Schüler. Friedrich hatte aber einen unsäglichen Vorteil, selten unter Prinzen und sogar unter Bauern in diesen verderbten Zeitaltern, daß er nicht von Leuten abgerichtet wurde, die unbewußt Geisteslügenhaftigkeit aus jedem Blicke atmeten, sondern, was sie lehrten, von innen heraus glaubten und täglich übten. Welchem unsäglichen Vorteil wir noch einen feineren beifügen: daß seine Lehrer, obschon strenge, nicht unliebsam für ihn waren, daß, was immer an Saat (oder an Spreu und Hagel, was vermutlicher) auf seinen Geist fiel, mit Hilfe von Sonnenschein verarbeitet werden konnte.

Freilich wettert nun Carlyle gegen diese Saat selbst:

> Nichts als Karren über Karren voll Schutt, was um diese neue Menschenpflanze gehäuft wird. Aber das gesunde Gemüt schüttelt mit überraschender Siegkraft unendliche Massen trockenen Schutts von sich ab, die seine emsigen Pädagogen und Professoren darauf gehäuft haben. Des Noltenius (der Konfirmator des Prinzen, für dessen Vernunft übrigens zeugt, daß er der Maxime des Vaters entgegentrat, den Knaben zur Strafe Gesangbuchverse auswendig lernen zu lassen) Katechismus ist ein abstruses Stück, das von dem unendlichen Universum dem jungen Gemüt eine seltsame Rechenschaft gibt. Daraus wollen neuere Preußen manche Abirrung Friedrichs herleiten. Ich fürchte aber, es wäre leider selbst für neuere Preußen nicht so leicht gewesen, einen vollkommenen Katechismus zum Gebrauch für Friedrich zu liefern. Das Universum ist noch immer ein wenig abstrus.

Carlyle ist kein Freund vom Katechismusunterricht („Drillexerzitium“) überhaupt. Vielleicht hat er recht. Aber ob der Unterricht, solange wir Religion als lehrhaft annehmen (was wir tun), eines formelhaften Rückgrates bedarf oder nicht, — diese Frage steht auch heute noch zur Diskussion. Ihre Beantwortung ist darum für sicheren Nachweis einer Schuld bei irgend einer Erziehung unbrauchbar.

Friedrich Wilhelm war Pietist, der Sohn Rationalist; damit ist schon mehr gesagt. Und nun allerdings, je härter der Vater den Prinzen in seine Richtung zwingen wollte, um so schärfer mußte bei diesem der angeborene Gegensatz sich ausprägen. Es ist immer ein Hauptfehler in der Erziehung, im Kind ein Ebenbild der Eltern schaffen zu wollen, nun gar in der allerpersönlichsten Sache, in der Religion.

Außerdem spürte schon der Knabe, von Frankreich herüber, das Wehen einer neuen Zeit, einer Zeit, die vom Jenseits hinweg sich energisch mit beiden Füßen auf den Erdboden stellte; die, da jede Zeit eine feinere Melodie durch ihr grobes Alltagstun hindurchklingen lassen will, in Ermangelung einer himmlischen Sphärenmusik sich um so energischer auf Kunst und Wissenschaft warf. Gerade hierin war zudem der Vater völlig Banause, entfernt nicht das Kind seiner gelehrten, geistreichen Mutter, deren „böses Christentum“ zugleich mit des Vaters Liebe zu einem doch noch etwas erborgten Glanz er stürmisch verwarf.

Und doch vollzog sich schon in Friedrich Wilhelm die Wendung zu unserer Zeit. August Hermann Francke, Vater und Sohn, sind bei dem König willkommene Gäste gewesen. Ihre Art, die Kraft des Christentums unmittelbar auf das Leben zu applizieren, imponierte ihm gewaltig. Da er nun gerade in den Mitteldingen, im Essen, Trinken, Jagen, Schelten einer groben Art huldigte, gelang es den Pietisten leicht, ihm von seiner Sündhaftigkeit eine erschreckende Vorstellung zu machen. Er fragte sich allen Ernstes, ob er nicht abdanken, nicht ganz in die Stille gehen müsse. Er fing an, in eigner Person seinen Kindern täglich Predigten zu halten. Die Diener mußten Mittags fromme Gesänge anstimmen. Je enger in allen rein geistigen Sachen sein Horizont war, um so grotesker mag damals der Pietismus in äußeren Sonderbarkeiten am Hofe sich breit gemacht haben. Dawider erhoben die beiden klugen ältesten Kinder ein schallendes Gelächter. Altüberkommene fromme Form nimmt man als selbstverständlich hin; plötzlich auftretende neue Form religiöser Uebung im Hause bringt leicht die Kinder zum bewußten Gegensatz, den sie unbewußt schon immer empfunden haben.

Wer hätte damals schon sehen können, daß auch in den Gefühlserregungen des Pietismus die Wendung zur Moderne sich vollzog, eine Lösung von bloß äußeren Autoritäten, eine festere Stellungnahme im eigenen Inneren, im Ich, das allmählich zum Mittelpunkt der Welt werden mußte, sollte diese überhaupt noch einen Mittelpunkt haben, nachdem Kopernikus die Erde ihrer Majestät beraubt hatte?

Der Gegensatz zwischen dem immer pietistischer werdenden Vater und dem rational veranlagten Sohn wurde dadurch nicht gemildert, daß, wie wir jetzt die Entwicklung ansehen, Pietismus und Rationalismus Brüder sind, wenn auch feindliche. Zunächst setzte der Pietismus doch alles daran, mit der Orthodoxie ein Bündnis einzugehen und als das legitime Kind der Reformation anerkannt zu werden. Und allerdings sind aus dieser Vermählung noch einmal wahrhafte Heroen protestantischer Frömmigkeit hervorgegangen. Zu ihnen durfte nachmals Friedrich seinen eigenen Vater zählen, wenn er sagt: „Er starb mit der Festigkeit eines Philosophen und mit der Ergebung eines Christen. Er bewahrte eine bewundernswerte Geistesgegenwart bis zum letzten Augenblick seines Lebens, als Staatsmann seine Geschäfte ordnend, wie ein Arzt die Fortschritte seiner Krankheit verfolgend und über den Tod triumphierend als ein Held.“ Man kann es nur mit Bewegung lesen, wie der Vater seinen Sarg aus Eichenholz ins Sterbezimmer tragen ließ; wie er dann mit Flüsterstimme noch einmal Richtlinien der Politik wies, sein Land bis zum letzten Atemzug als eine Provinz verwaltend, die ihm unmittelbar vom Himmel verliehen war, die er nur verlassen durfte, um in die Hauptstadt des Königs selbst einzuziehen. Einen Spiegel mußte man ihm vorhalten, damit er das Herannahen der hippokratischen Züge selbst beobachte und sehe, wie solch ein alter Sünder stürbe.

Das ist unverfälschte Religion, in erlebtem Zusammenhang und Schauungen des Unsichtbaren gewurzelt. Sieht man aber ihre Eigentümlichkeit, das Neue, Drängende in ihr, so ist es der ausgesprochene Wille, die Sicherheit zu finden nicht in einem festgefügten, Erde und Himmel klar umspannenden Lehrgesetz, auch nicht in der göttlichen Ordnung einer uralten Kirche, sondern im Zittern und im Trotz der eigenen Seele. Und nur in dieser Hinsicht ist allerdings der Pietismus geboren aus dem innersten Triebe des Protestantismus selbst und leitet zugleich zur siegreichen Betonung rein persönlichen Glaubens über.

Aber kein anderer Trieb hat auch dem Rationalismus seine eigentliche Stoßkraft gegeben. Sehr frühzeitig hat Friedrich des Cartesius Lehre von der Bedeutung des Zweifels zur Erkenntnis der Wahrheit angenommen. So lebendig, ja leidenschaftlich seine Gefühle waren, ein Gemütsmensch wie sein Vater ist er nicht gewesen; der Wahrheit will er unbedingt nur durch den Verstand und durch Gründe beikommen. Was will nun Cartesius Andres als schauen mit eigenen Augen, nicht durch die Brille der Ueberlieferung und uralter Autorität? Denn die Meinung von der beherrschenden Stellung der Erde im Weltall hatte gezeigt, wie tausendjährige Ueberlieferung jämmerlich irren könne. Wo gibt es noch eine Wahrheit für den Menschen, wenn nicht in der eigenen klaren Vernunft?

Und wenn der Rationalismus, genau wie der Pietismus,

in seiner Entwicklung stark unter der Wucht geistiger Nachwirkung der Orthodoxie stand und sich bemühte, wie diese ein glänzendes Lehrsystem zu schaffen, ewige Wahrheiten zu beweisen und sie so vor der Willkür subjektiver Empfindungen sicher zu stellen, — Friedrich hat nie vergessen, daß es sich jetzt um die Entwicklung des Subjekts handle. Nicht auf Systeme kommt es mehr an, sondern auf den Menschen und auf die Gewalt der Wahrheit, die er in seinem eigenen Innern erkennt oder empfindet. Es gibt keinen Mittelpunkt der Welt mehr als die eigene Seele, keinen Spiegel des Universums als je zwei Augen.

Vielleicht aber ist eben darum der Zusammenstoß zwischen Sohn und Vater so heftig gewesen. Wo gibt es, sobald jede Seele ein Mittelpunkt ist, noch eine Brücke, die zwei widerstrebende Geister mit einander verbindet, zumal wenn jeder dieser Geister reichlich viel Ursprünglichkeit und Eigenart besitzt? Wo außer in Liebe und Geduld? Liebe ist nun sicherlich von seiten des Königs unendlich viel dagewesen; nicht einmal drohen soll man, wenn das Kind unfolgsam ist, mit dem Namen des Vaters. Aber Geduld war diesem stürmischen Mann, wenn er je eine Anwandlung von ihr empfand — was sehr problematisch! — eine elende Schwäche.

Nun gab es einen wunderlichen Streit. Der Vater ist reformiert, allerdings durchaus kein strenger Calvinist (höchste Schauder vor einer Gnadenwahl!). Die Damen, die das Kind zuerst in erziehliche Pflege nehmen, sind Angehörige der Emigrantengemeinde, also hugenottischen Geistes, fromm, gescheut, sehr gesprächig. Duhan ist Calvinist in noch vermehrtem Maße. Die junge, aber blitzend logische Seele des Knaben (schwebte doch auch der Geist des Leibnitz mit seiner präftabilierten Harmonie über dem ganzen Erziehungsplan!) entwickelt sich schleunigst zum Fatalismus. Selbst Noltenius, der Konfirmator, hängt der Gnadenwahl an, obgleich er über diese geheimnisvolle Lehre mit dem Knaben noch nicht gesprochen haben will. Der Prinz erfaßt diese Lehre auch noch nicht in ihrer ganzen Tiefe, als Ankergrund für Heldennaturen; sondern sehr glaubhaft ist es, daß sie ihm eine bequeme Entschuldigung für lockere Jugendsitten wird. Bei der Konfirmation tritt das Unheil dem bislang arglosen Vater zu Tage, und keine heiligere, heftigere Aufgabe kennt er nun mehr, als seinem gottverlassenen Jungen „den verdammten Partikularglauben“ aus der Seele zu reißen. Als dann, durch tausend andere Umstände natürlich mit hervorgerufen, der tragische Gegensatz zwischen Vater und Sohn in der Hinrichtung des Katte kulminiert, dürfen wir wohl auf zwei Punkte hinweisen, die das harte Urteil über Katte, das zudem der Sentenz des Kriegsgerichtes, wenigstens in seinem Schlußurteil, entgegen ist und einen königlichen Willkürakt darstellt, dennoch psychologisch verständlich machen. Erstens: der rocher de bronce war in Gefahr, wenn die „verdammten Junkers“ gegen den eisernen Sinn des Königs siegen. Damit ist der Gewaltakt vor den Augen des Königs politisch gerechtfertigt. Zweitens aber: es galt hier einen pädagogischen Meisterstreich zu tun. Denn die Hauptsache ist, daß Friedrich bei der Hinrichtung zusehen muß. Jene Väter übten ihr Amt an der Stelle Gottes selbst aus, — sicher sehr tyrannisch, aber in diesem Falle mit entsetzlicher Gewissenhaftigkeit: zerbrichst du das Herz dieses jungen Menschen nicht, dann ist es später um Staat und Volk geschehen. Eine neue Religion muß ihm eingepflanzt werden, und solche Neupflanzung gerät nur auf gebrochener Scholle. Wer will den richtigen Maßstab zur sittlichen Beurteilung dieser Handlungsweise finden? Wer will behaupten, Friedrich wäre auch ohne diese Hinrichtung, bei der er, nach törichter Großtuerei während der Verhandlungen, völlig zusammenbrach, der König geworden, der nachmals mit hellem Glanze unter den Gestirnen Europas aufging?

In dem ersten Handschreiben an den lutherischen Prediger Müller, der nun zur Bearbeitung des Sünders ausdrücklich erwählt ward und, wir müssen sagen, sich wohl bewährt hat, schärft der König ein:

> Da ich hoffe, daß die in frischem Andenken seiende Exekution ihm das Herz rühren und weich machen wird, so gebe ich euch auf euer Gewissen, alles Menschenmöglichste zu tun, alle diese Stücke, sonderlich wegen der Gnadenwahl, dem Kronprinzen wohl vorzustellen, ihn durch Sprüche der heiligen Schrift zu überführen und eure Worte klar zu beweisen, und, weil er ein ingenieuser Kopf ist, ihm auf jeden Einwurf bündig und gründlich zu antworten.

Der Seelsorger übermittelte dem Gefangenen die letzten Bitten Kattes, unter denen zum Schluß als wichtigste, offenbar eingegebene, erscheint, der Kronprinz möchte ja nicht an eine Fatalität glauben, sondern gewiß sein der Regierung Gottes in allen Kleinigkeiten, wobei freilich Fatalismus und auch bei dem Prinzen schon beginnender Deismus ein wenig in einander geworfen werden. Dann beweist Müller die Gnade des Königs gerade damit, daß er Katte vor seinen Augen habe hinrichten lassen, daß also der König um das Herz seines Sohnes sich sehr kümmere; er muß aber zugleich berichten, daß Friedrich Bibelsprüchen nicht nachgibt: er will durch Gründe überwunden sein. Er verteidigt das Recht des Ichs gegen den Zwang der Autoritäten.

Aber die Handschreiben des Vaters werden immer energischer, je mehr er nach den Berichten Müllers hoffen darf, daß das Herz seines Sohnes erweicht ist und „dem Satan aus denen Klauen entrissen werden möge.“ Es ist keine Frage, der Prinz ist in jedem Stück bereit, sich zu submittieren; nur seinen Fatalitätsglauben fahren zu lassen dünkt ihm Verrat an innerster Ueberzeugung. Da richtet sich das letzte Handschreiben des Vaters noch einmal kurz und bündig gegen diesen schädlichen Irrtum. Noch einmal sollen Beichtvater und Beichtkind die Bibel aufschlagen und aus ihr gründlich erwiesen werden, ohne Mühe noch Fleiß zu sparen, daß der Mensch keine pure Statue sei und Gott seine Gnade Allen anbiete, die Bösen aber sich selbst ins Unglück bringen.

Nun, Müller sparte weder Mühe noch Fleiß, und Friedrich unterwarf sich endlich Punkt für Punkt. Den Geistlichen aber hat jener November 1730 dermaßen erschüttert, daß er nie im Stande war, von jenen Vorgängen zu erzählen, so sehr auch sein Sohn, der uns dies berichtet, ihn darum bat. Er fühlte immer, daß das Damoklesschwert über dem Haupt seines Beichbefohlenen noch zitterte.

Die Hauptwirkung aber auf Friedrichs religiöse Stellung ist gewesen, daß sein von Natur skeptischer Geist nun in dieser Richtung noch weitergeführt wurde. Denn mehr konnte er doch im tiefsten Herzensgrunde nicht zugeben, als daß alle diese Dinge höchst problematisch seien. Sind sie aber problematisch, so kann man um Lebens und Sterbens willen auch fremder Meinung sich möglichst unterwerfen.

Freilich ist Friedrich erst im Alter vollendeter Skeptiker und abhold jeder Spekulation geworden. Zunächst teilte er noch die Siegesfreudigkeit des Rationalismus, mit dem Verstand den Dingen allmählich auf den Grund zu kommen. Die Religion ist ihm dabei eine Mitteilung von vermutlichen Wahrheiten in abergläubischen Hüllen. Diese Hüllen herabzureißen, dient allzu eifriger Spott. Aber ebenso eifrig ist nun auch die Tätigkeit des Verstandes, die Wahrheiten zu erkennen. Der Gottesbeweis, aus der Zweckmäßigkeit der Schöpfung entwickelt, ist ihm immer unerschüttert geblieben. Aber diese philosophische Sicherheit hat mit religiöser Gewißheit wenig zu tun; bei durchschlagend gegenteiligen Beweisen hätte Friedrich den Gottesbegriff sofort fallen lassen. Im Gemüt war sein Gottesglaube nicht verankert. Die Unsterblichkeit der Seele hat Friedrich dagegen immer abgelehnt. Was etwa an kümmerlichen Hoffnungen im einsamen Alter noch als eine Spätblüte seiner Seele bescheert ward, ist völlig ins Dunkel gehüllt. Letzte religiöse Empfindungen **nicht** auszusprechen, hatte Friedrich in bitterer Jugendzeit gelernt. Carlyle wagt nur den einen Schluß:

> Nachweisbar ist allein eine vollständige Erhabenheit über Furcht und Hoffnung. Zuweilen gewinnt man auch flüchtige Blicke auf eine große regungslose innere See der Schmerzen, trauriger als alle Tränen oder Klagen, die ihm ganz fehlen.

Die Freiheit des Willens lehnte er als Determinist (denn hierzu war der Gedanke Calvins bei ihm umgeschlagen) lange Zeit entschieden ab. Ja, es gelang ihm, auch Voltaire zum Determinismus zu bekehren. Aber später fand dieser zu seinem Erstaunen, daß Friedrich anfing, der Behauptung menschlicher Freiheit Konzessionen zu machen. In den grimmigen Schlägen des siebenjährigen Krieges sprach Friedrich es bitter aus, daß

Gott um den Einzelnen sich nicht kümmere. Von hier aus mögen Zugeständnisse an die Freiheit in die philosophische Erwägung wie durch ein Hintertürlein hereingeschlichen sein. Der König kann es sich nicht mehr denken, daß die Menschen „nichts als Mühlräder" seien. Stetig ist zudem das Bewußtsein der Verantwortlichkeit in seiner strengen Seele gestiegen. Seinen Determinismus aber darf man nie rein naturwissenschaftlich auffassen. Immer hat Friedrich es entschieden abgelehnt, seine Weltanschauung allein auf naturwissenschaftlicher Grundlage aufzubauen. Das System der Natur von Holbach ergrimmte den alten Philosophen in Sanssouci genau so wie den jungen Goethe in Straßburg und benahm ihm die letzte Freude an Spekulationen, die zu solchen Resultaten führten.

Ueberhaupt: nie schloß der König seine Anschauungen ab. Der Eleganz, mit der der echte Rationalismus über die Tiefe der Probleme hinwegglitt, versagte sich Friedrichs entschlossene Wahrhaftigkeit. R. Koser in seiner ausgezeichneten Biographie führt das Wort des alten Königs an: „Wir stehen nicht im Jahrhundert der Worte, sondern in dem der Dinge." Und Carlyle sagt: „All seine Wißbegier richtet sich auf das Vorhandene, auf das, was Dasein und Wirklichkeit um ihn her hat. Das ist das Bedeutende für ihn, — das möchte er sehr gern kennen." Der Wirklichkeitshunger unserer Zeit, nach allen bloßen Konstruktionen und Spekulationen, ist in ihm lebendig. Das ist wieder ein Erbteil vom Vater. Mag der esprit gleichsam als formale Kraft seines Denkens von der geistreichen Großmutter stammen, die praktische Richtung, die zuletzt alle Gedanken nehmen und wodurch der Pessimismus des Denkens überwunden wird, beschrieb vom Vater her durch den Sohn hindurch eine beständig aufsteigende Linie.

Da Friedrich seine religiösen Gedanken nie aus dem Herzen quellen läßt, sondern immer aus bündigen Schlüssen, ist es sehr schwer, zu sagen, worin seine Religion letztlich bestanden habe, d. h. seine innerste Beziehung zum Universum. Worauf ruhte seine Seele aus? Carlyle hat in allen sechs dicken Bänden gerade auf diesen Punkt sein Hauptaugenmerk gerichtet, ist aber an diesem Punkt immer wieder verzweifelt:

> Ein empfindsames, warm fühlendes Gemüt läßt sich klar in ihm erkennen, aber er trägt es unter seinem glatten Panzer und ist äußerlich ein strahlender, aber metallner Gegenstand für die Menschheit.

Der Heldenverehrer begnügt sich endlich zu sagen:

> Da ist kein Heil außer in dem Faktum. Tatsachen sind eine Art göttlich Ding für Friedrich, mehr als für gewöhnliche Menschen. Das ist wesentlich, was ich von Religion in Friedrich gefunden habe. Und ich versichere dich, es ist ein unschätzbares Moment in jedes Menschen Religion und höchst unerläßlich, wie oft es auch erlassen wird.

Ich glaube, wir können dennoch ein Stück weiter gehen. Immer ist es aufgefallen, daß Friedrich nie größer ist, als nach seinen Niederlagen. Schon Schiller hat hierauf ein Heldengedicht singen wollen. Nun ist Friedrich durchaus keine unerschütterliche Natur. Er ist jedesmal furchtbar aufgeregt, er hält lange, bewegliche Gespräche und schüttet sein Herz aus, er vergießt Tränen, zumal wenn auch gerade noch Todesnachrichten geliebter Menschen eintreffen. Und dann bemächtigt sich seiner eine um so grandiosere Fassung. Nach Kolin (und der Nachricht vom Tod seiner Mutter) schreibt er an seine Schwester:

> Ich bin fest entschlossen, das Aeußerste zu tun. Glücklicher Augenblick, da ich mich der Philosophie vertraut machte! Nur diese vermag die Seele in einer Lage wie die meinige aufrecht zu halten.

Offenbar die Philosophie, die lehrt, daß alles, was geschieht, notwendig geschieht. Es ist die Kraft der Ruhe, die wir bei echtesten Philosophen, bei Sokrates und Spinoza bewundern. Aber bei Beiden hat der Wert der Philosophie darin bestanden, ihnen eine dunkle religiöse Grundanschauung zur Klarheit und damit zu leichterem Gebrauch zu erheben. Es wird bei Friedrich nicht anders gewesen sein. Mit Recht hat man ihn mit Coligny verglichen, dessen heroische Art sich auch gerade in Niederlagen offenbarte. Coligny aber war überzeugter Calvinist, und der Gedanke, erwählt zu sein, erhob seine angeborene Heldenhaftigkeit zur strahlenden Größe. Wie stark die ganze Jugendzeit Friedrichs von Hugenotten beeinflußt wurde, ist oben dargetan. Wie tief der „Partikularismus" in seiner Seele saß, zeigte der Kampf mit seinem Vater. Bekannt ist ferner, daß der König bei seinem Wagemut oft sonderbare Lebensrettungen erfuhr, an die sich naturgemäß die Sagenbildung heftete, die aber auch auf die Empfindung seiner eignen Seele durchaus nicht ohne Einfluß blieben. Die Umwandlung der Prädestination zum Determinismus konnte die religiöse Wirkung jener Lehre auf seinen Geist nie ersticken, und in Momenten fast völliger Verlorenheit brach die fromme Urempfindung, geklärt durch philosophisches Nachdenken, vulkanisch hindurch und verlieh dem König eine Kraft, an der alle seine Gegner zu schanden wurden. Wobei nicht geleugnet werden soll, daß ein hochgesteigertes Ehrgefühl und beständig gepflegtes Pflichtbewußtsein der religiösen Erregung zu Hilfe kamen. So stimmen wir Koser zu, wenn er urteilt: „Der Glaube an die Fatalität ist ihm in schweren Stunden zum Labsal seines Herzens geworden." Zwar oft, wenn bei Friedrich der Verstand entscheiden soll, zog er sich auf die Skepsis zurück; „wenn aber sein Gemüt Genüge haben wollte, lieh er immer noch derjenigen Philosophie am liebsten Gehör, mit welcher der geheimnisvolle Zug seines Herzens eine Berührung fand, sein alter Glaube an des Geschickes Mächte." Wozu Friedrich selbst sagt: „Es liegt doch etwas Beruhigendes in dem Gedanken, daß das Bittre, was wir schmecken müssen, nicht die Wirkung unserer Verschuldung ist, sondern zu der Absicht und Ordnung der Vorsehung gehört."

Dann hat freilich sein Vater an der jungen Seele arg gefrevelt, daß er gerade das ausbrechen wollte, was eben zum Glaubensanker sich gestaltete, und daß er diesen Glaubensanker jedenfalls nach Möglichkeit verbog. Eine heilsame Mahnung für alle Väter, der geheimnisvollen Gottheit in der Erziehung das Vorrecht einzuräumen. Friedrich selbst verlangt in seinen Anweisungen über Prinzenerziehung, gewitzigt durch die Methode, die an ihm verübt worden war, Anerkennung und Ausbildung der Individualität, Schonung der Eigentümlichkeit, Verzicht auf stetes Meistern und Dreinreden; die Erziehung könne wohl die Gewalt der Leidenschaften herabmindern, aber den Charakter zu ändern vermöge keine Macht der Welt. Also Toleranz nicht nur dem fremden Glauben, sondern Toleranz der Persönlichkeit!

Erst hiermit überschreitet der königliche Denker völlig die Grenze, die seinem Vater gesetzt war, gehört der Gegenwart an, wie sein Vater der Vergangenheit. Mensing

---

Religion

Ein Landpfarrergespräch am Wahltag

A. In unsern Bauerngemeinden steckt doch noch ein unverwüstlicher Fonds von Gläubigkeit. Sogar der Petermann, dem ichs gar nicht zugetraut hätte, erklärte heute öffentlich im Wahllokal: „Was soll denn werden, wenn man nicht mehr in die Kirche gehen soll? Wo bleibt denn da alle Ordnung!"

B. Ganz mutig. Nur ist nicht zu vergessen, daß er genau mit demselben Argument auch alle religiösen Einwirkungen, die etwa an ihn kommen, abschlägt.

A. Sie orakeln.

B. Ich dächte, was Sadduzäer und Pharisäer gegen Jesus, was heidnische und jüdische Ankläger gegen Paulus vorgebracht haben, ließe sich genau mit den Worten Ihres Petermann wiedergeben.

A. Das wäre jüdische, heidnische Ordnung! Aber hier handelt sichs doch um Ordnungen, die Gefäße und Träger des Evangeliums sind.

B. Auf den Namen kommts nicht an, sondern auf die Qualität. Religion überhaupt als Ordnung, als Kirchengehn fassen ist eben heidnisch oder jüdisch oder wie Sie wollen, jedenfalls aber unterchristlich. Keine Ordnung irgendwelcher Art kann Gefäß oder Träger des Evangeliums sein. Und alle Petermänner, Ihre und meine, verschanzen sich hinter der Ordnung gegen den Ernst der Religion.

A. Wie soll die Religion denn aber anders an die Gemeinde herangebracht werden?

B. Ich dächte durch lebendige Menschen.

A. Sie werden doch aber zugeben, daß dazu irgendwie geordnete Wege nötig sind?

B. Wo waren zu Jesu Zeit die geordneten Wege? Bei den Hohenpriestern und Schriftgelehrten! Nehmen Sie die Propheten, oder wen Sie sonst wollen, meinetwegen Sokrates — überall stand die Ordnung gegen die Religion.

A. Trotzdem wurde sie in den jungen Christengemeinden sofort nötig.

B. Um durch ihr einfaches Schwergewicht, ihre bloße Konsequenz baldigst den Geist zu erdrücken. Aber lassen wir die vieldeutige Historie, bleiben wir bei unsern Bauernchristen. Sie, Herr Bruder, haben ja die Einführung des Zivilstandsgesetzes schon im Amte erlebt.

A. Ja, und energisch dagegen protestieren helfen.

B. Mit Recht.

A. Das sagen Sie?

B. Hören Sie nur. Ich meinerseits war dazumal noch sehr jung und habe später im Kolleg eine wohlabgewogene Erörterung darüber gehört — zugleich mit einem ganz kurzen Seitenblick auf die ungeklärten Anschauungen der im praktischen Amt stehenden Theologen. Die Sache lag doch so klar und einfach: Dem Staate die bürgerliche und Rechtsordnung, der Kirche die seelische, religiöse Seite. Wir Studentlein dünkten uns im Besitz unsrer frischgebackenen Weisheit hoch erhaben über die theologisch rückständigen Landpfarrer. Inzwischen selber einer geworden, habe ich den lebhaften Widerspruch sehr gut verstehen lernen.

A. Sehen Sie! Allerdings muß ich Ihrem Professor halbwegs rechtgeben. Wir hatten uns in der Tat geirrt. Wir waren viel zu kleingläubig gewesen. Unsre Kirche ist doch unendlich fester in den Gemütern gegründet gewesen, und der Schade der Zivilstandsgesetzgebung verschwindend klein geblieben.

B. Was ich also sagen wollte: komme ich da vor längerer Zeit, aber immerhin erst mehrere Jahre nach meinem Amtsantritt mit meinem Kirchvater, einem unsrer besten Gemeindeglieder, darüber ins Gespräch. Er beklagt sich über die unnötige doppelte Umständlichkeit mit Standesamt und Kirche. Ich im Bewußtsein meiner geistigen Ueberlegenheit erkläre ihm die Sache möglichst einfach. Mein Kleinod — so heißt er nämlich — sieht mich ganz verständnislos an. „Bürgerliche Ordnung?“ Ja, daß man sich kirchlich trauen läßt, gehört doch zur bürgerlichen Ordnung, zum einfachen Anstand! Für Leute, die nicht einmal so viel auf ihre Respektabilität geben, braucht man doch keine besonderen Einrichtungen zu treffen! Summa: er verstand mich auch nicht von ferne, und mir wars, als ob mir in dem Augenblick eine neue Welt aufginge. Ich sah im Geiste alle meine bisherigen wohldurchdachten Predigten schmerzliche Gesichter ziehen.

Und nun umgekehrt. Vorm Jahre treffe ich einen alten, sehr würdigen Gutsbesitzer, der von Kind auf nicht nur in strenger Kirchlichkeit sondern auch in wirklicher kindlicher Frömmigkeit aufgewachsen ist. Er war kurz zuvor in der Stadt standesamtlicher Trauzeuge gewesen und meinte, der Akt auf dem Standesamt sei ja so schön und feierlich verlaufen, daß ihm die nachfolgende kirchliche Trauung ganz überflüssig vorgekommen sei.

A. Ja, sehen Sie, deshalb habe ich auch meinem Lehrer, der gleichzeitig Standesbeamter ist, streng eingeschärft, den Zivilakt möglichst rein geschäftsmäßig zu gestalten, und meine Töchter mußten bei ihrer Verheiratung in ihren einfachen Ausgehkleidern zum Standesamt gehn.

B. Durch diese künstliche Unterscheidung geben Sie aber selber zu, daß für das Bewußtsein unsrer Gemeinden ein wirklicher Unterschied nicht besteht.

A. Ich muß allerdings gestehen, daß man ihnen ihre kirchlichen Pflichten am leichtesten von der Seite des bürgerlichen Anstandes her plausibel machen kann, besonders wenn man sie bei ihrer Hausväter- und Hausmütterehre zu packen versteht. Und offen heraus, ich halte diese ganze Auseinanderreißung von Religion und bürgerlicher Ordnung für einen schweren Mißgriff. Schutz und Förderung von Gottesfurcht und Frömmigkeit, und die Erziehung dazu gehört zu den Aufgaben unsrer öffentlichen Einrichtungen. Ich halte es sogar für ihre oberste Aufgabe.

B. Hörten Sie schon die Anekdote von der Waldstreu?

A. Was ists damit?

B. Kollege Werner erzählte uns neulich, wie in seinem Filial, das sehr schlechten Kirchenbesuch hat, der Patronatsherr ihn bedauerte: „Sie müssen sich alle vierzehn Tage herbemühen, und die Kirche ist leer. Die Leute wollen eben nicht kommen. Man könnte ihnen ja die Waldstreu entziehen — — —“

A. Hm, ja, ja.

B. Sie würden also der Sechste gewesen sein.

A. Wieso?

B. Von den fünf Amtsbrüdern, denen ers erzählte, achtete auch nicht Einer auf den grotesken Humor. Die Sache schien ihnen sogar leidlich einzuleuchten.

A. Warum in aller Welt sollte auch nicht ein erziehlicher Einfluß auf die Leute segensreich sein? Fiunt non nascuntur Christiani.*) Und nun ad vocem „kirchliche Ordnungen“ — eine solche erziehliche Wirkung werden Sie ihnen doch einräumen?

B. Die eben bestreite ich.

A. Ich bitte Sie! Sehn Sie denn das nicht aus dem Vergleich unsrer Gemeinden mit den zuchtlosen entkirchlichten Massen der Großstädte!?

B. Gerade an die denke ich. Erziehung — wenn das Wort einen Sinn hat — soll doch zum Stehenkönnen auf eignen Füßen verhelfen. Und gerade das leistet all unsre Kirchlichkeit nicht. Das große Reservoir, aus dem die entkirchlichten Großstadtmassen ursprünglich stammen und fortwährend sich ergänzen, sind unsre doch noch so kirchlichen Landgemeinden. Gerade Erziehung ist unsre kirchliche Ordnung nicht.

A. Ja, was denn nach Ihrer Meinung?

B. Eben Gottesdienst, Religion. Sehen Sie, das alles ist ein Vielfaches von Ordnungen und Weihungen, fest eingefügt in das große Ganze der Ordnungen, die das Leben halten; unlöslich verflochten mit Haus, Stand, Volksleben, Sitte; ein System von heiligen Worten, heiligen Orten, heiligen Zeiten, kurz von dinglicher Heiligkeit. Und die Beobachtung von dem Allem ist das, was Gott fordert, was er lohnt und straft. Es nimmt also im Leben unsrer Gemeindeglieder genau die Stelle von dem ein, was auch die Antike religio und pietas nannte. Werden sie dann aus diesen Ordnungen herausgeführt, so ist auch ihre Religion verschwunden. Wie kann man Jehova dienen im fremden Lande? Kurzum es ist die Religion, die die Propheten, die Jesus als Unreligion bekämpfen.

A. Sie wollen doch nicht behaupten, daß die kirchlich Frommen keine Christen sind?

B. Behüte! Es gibt ungezählte Christen in der Kirche.

A. Und wodurch anders haben sie ihr Christentum, als durch die Ordnungen der Kirche?

B. Sie leben in den kirchlichen Ordnungen, Christen sind sie auf eigne Hand.

A. Und was ist das, was wir mit und durch die kirchlichen Ordnungen treiben?

B. Ein Stück Herkommen, ein Stück Geschichte, ein Stück Kultur; wenn Sie wollen: gewesene Religion; und darum, am Christentum gemessen, keine Religion mehr, sondern, wie gesagt Paganismus. Wollten wir wirkliche Religion treiben, — oder wenn wir sie denn treiben und unsre Gemeinden kämen dahinter, sie würden uns gut die Wege weisen! Und nicht minder Andre, die dem Wunsch die Macht zur Verfügung stellen können. Ein Pfarrer ist kein Prophet, wenigstens nicht in seinem Amte.

A. Ich will mich nicht erregen und darum nicht weiter eingehen auf die Herabsetzung unsrer gläubigen Gemeindeglieder und des geistlichen Standes, die mir in Ihrem Urteil zu liegen scheint. Aber abgesehen davon scheinen Sie mir an einem Pessimismus zu kranken, der Sie ja geradezu lähmen muß. Oder verstehen wir uns vielleicht nicht?

B. Ich denke, das Letztere. Mein Urteil ergeht ja nicht über Personen, sondern über Sachen, oder noch genauer: über eine falsche Benennung. Und meinem Pessimismus, wie Sie es nennen, wäre mit einem Schlage abgeholfen, wenn wir uns ent-

*) Man kommt nicht als Christ auf die Welt, man muß es werden. D H

schließen könnten, eine einzige Umnennung vorzunehmen. Ich hoffe noch immer, es wird eine Zeit kommen oder Männer oder ein Mann, der diese Aenderung der Nomenklatur vollzieht und einer ungenutzten Quelle starken, freien Lebens in unsern Bauern zum Durchbruch oder zu gesammelter Kraft verhilft, einfach dadurch, daß er sie — Religion nennt. Allerdings Pfarrer oder Theologe wird er, glaube ich, nur im Nebenamt sein.

Bernhard Daab

Die chinesische Revolution

1

Ursachen. China ist keineswegs die einheitliche Größe, als die es nach außen hin erscheint. Es umfaßt in sich eine Anzahl verschiedener Volksstämme, die unter einander kaum weniger verschieden sind, als die verschiedenen Nationen Europas. Es wird zusammengehalten durch eine alte gemeinsame Kultur und durch eine staatliche Verbindung, die mit dem römischen Kaisertum des Mittelalters einige Aehnlichkeit hat. Am schroffsten sind die Stammesgegensätze zwischen dem mehr konservativen Nordländer und dem beweglichen und hitzigen Südländer. Infolge der historischen Entwicklung lag der politische Schwerpunkt des Reichs in den letzten Jahrhunderten im Norden. Namentlich seit die Mandschu-Dynastie — die sich mit der alten konfuzianischen Kultur aufs engste verbündete — die Herrschaft in China an sich gebracht hat, ist Peking immer die unbestrittene Hauptstadt des Reiches gewesen. Der Süden hat sich von Anfang an dieser Herrschaft keineswegs willig gefügt, und die Mandschu-Dynastie hat zu den verschiedensten Zeiten mit Widerständen von Süden her zu kämpfen gehabt.

Zu diesen Stammesschwierigkeiten trat seit der Berührung mit den Westmächten ein neuer Gesichtspunkt. Der Norden verhielt sich zunächst schlechthin ablehnend gegen das Eindringen Europas. Der Süden, der durch Handelsbeziehungen schon lange in intensiverem Verkehr mit dem Ausland stand, ist zwar keineswegs fremdenfreundlich — das ist kein national gesinnter Chinese und kann es nicht sein, da China vom Ausland fast nur Unrecht erlitten hat —, aber der Gegensatz gegen das Ausland hat eine andre Methode. Man will den Gegner mit den eignen Waffen bekämpfen, wie hierin Japan mit so erfolgreichem Beispiel vorangegangen ist. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts kann man dieses Widerspiel in der chinesischen Geschichte verfolgen. Die Taiping-Rebellion war der erste Vorstoß großen Stils vom Süden her. Und damals schon spielten — freilich mißverstandene — westliche Ideen mit: der Taiping-Kaiser bezeichnete sich als den jüngeren Bruder von Jesus. Der Taiping-Aufstand wurde nach schweren Kämpfen niedergeschlagen; nicht von den Mandschus, die gänzlich versagt haben, sondern von den loyalen chinesischen Gelehrten, an deren Spitze Tseng Kuo Fan und nach ihm Li Hung Tschang stand. Nach der Niederwerfung des Aufstands gehörte zu den wichtigsten Aufgaben der Regierung, an die Stelle der Taipingmethoden eine bessere Auseinandersetzung mit dem Westen zu stellen. Li Hung Tschang hat diese Aufgabe übernommen. Er hatte bemerkt, daß die europäischen Waffen eine nicht zu unterschätzende Größe seien. So suchte er die Reform darin, Kanonen und Gewehre vom Ausland zu beziehen und durch fremde Instruktoren das Militär ausbilden zu lassen. Die Fremden verdienten Geld und auch die Beamten fuhren nicht schlecht bei dem Geschäft. Die alte chinesische Kultur sollte dabei unberührt bestehen bleiben. Diese Auskunft war eine Halbheit, die mißglücken mußte. Das geschah im japanischen Krieg, wo Li Hung Tschangs Prinzipien kläglich scheiterten und die fremden Mächte ihre Tatzen tief ins Fleisch des chinesischen Reichs einschlugen und die Frage der Aufteilung Chinas allgemein erörtert wurde.

Ein neuer Vorstoß von Süden war die Folge. Diesmal eine Revolution von oben her. Der Kantonese Kang Yu We und die Seinen gewannen das Ohr des schwachen Kaisers Kuang Hsü. Die alte Kaiserin-Witwe sollte beseitigt, China im Handumdrehen europäisiert werden. Auch diese Revolution scheiterte. Yüan Schih Kai, dessen Truppen die entscheidende Rolle spielen sollten, schwenkte im letzten Moment ab. Im Norden hatte man zunächst keine Lust, sich mit Europa weiter anzufreunden. Vielmehr hieß jetzt die Losung: Ins Meer mit allen Fremden! Die Boxerbewegung erhob sich, die Verkörperung der rasend gewordenen Kräfte des alten China; sie machte den letzten Versuch, der Kanonenkultur Europas mit der bloßen Faust und der Hilfe der alten Götter entgegen zu treten. Sie brach zusammen, und nur der hervorragenden politischen Begabung der Kaiserin-Witwe ist es gelungen, die Regierung aus dem großen Zusammenbruch zu retten.

Die Regierung sah sich nun zum andern Male vor die Aufgabe gestellt, sich ihrerseits mit der europäischen Kultur auseinander zu setzen. Das Losungswort gab diesmal Tschang Tschih Tung: Nicht bloß europäische Waffen und Maschinen, auch europäische Wissenschaft brauchen wir. Aber wir wollen bloß die äußeren Resultate dieser technischen Wissenschaften. Im Herzen wollen wir dem Konfuzianismus und seiner Kultur unverbrüchlich treu bleiben. Darum wurden nun Schulen aller Art gegründet, dabei aber Sorge getragen, daß das Christentum sorgfältig von allem Einfluß ausgeschaltet wurde. Man brachte die Missionare und die Christen nicht mehr so häufig um wie früher — dieses Mittel hatte sich als unzureichend erwiesen. Aber man traf Vorkehrungen, daß die Christen es nicht weiter bringen konnten als zu Bürgern zweiter Klasse. Im übrigen wurde kräftig reformiert. Und man hielt die Aneignung der westlichen Wissenschaften für etwas sehr Leichtes, zumal da man die westlichen Staaten in edlem Wettstreit bereit fand, religionslose Kultur mit dem Ziel der Verbesserung der Absatzmöglichkeiten in China verbreiten zu helfen. Auch diese Reform war eine Halbheit. Als mit der Kaiserin-Witwe die letzte überlegene Kraft aus dem Leben geschieden war, wich der Ernst immer mehr aus dem Reformspiel. Die Mandschuprinzen ließen sichs wieder wohl sein; und all die vielen Gelder wurden nutzlos vergeudet. Die chinesische Regierung mußte kürzlich selbst zugeben, daß sie mit ihrem Schulsystem, das den Bau am Dach bei den Hochschulen angefangen hatte, Fiasko gemacht hat.

Aufs neue regte sich die Opposition in dem Vorparlament, das im letzten Jahr zur Vorbereitung der Verfassung in Peking zusammen getreten war. Mit großer Energie traten die Vertreter des Volks den Mißständen der Regierungswirtschaft entgegen. Man wollte nicht mehr den alten Betrieb unter neuem Schild dulden. Ministerverantwortlichkeit, das Recht der Etatsbewilligung, Ablehnen weiterer Anleihen beim Ausland, um nicht ganz in finanzielle Abhängigkeit zu geraten, waren einige der Forderungen. Die Regierung mußte nachgeben, solange das Vorparlament tagte. Der Bau der großen Bahnen von Hankau nach Süden und Westen wurde in die Hände der Ortsbevölkerung gelegt. Die fremden Anleihen, die schon beinahe perfekt waren, wurden rückgängig gemacht.

Aber dem Volk fehlten die Mittel zum raschen Bau. Das Vorparlament wurde vertagt. Aus den Augen, aus dem Sinn. Die alten Beamtenparteien hatten wieder die Oberhand. Nun wurden die Anleihen doch geschlossen, es floß das Geld, und in Peking schienen die frohen Tage unter Li Hung Tschang wieder zu kehren.

Aber es gährte in der Tiefe. Seit dem Fehlschlagen der Pläne Kang Yu Wes war die Reformpartei im Süden zur Revolutionspartei geworden. Republik war das Ziel, ein Staatenbund nach dem Muster der Vereinigten Staaten, woher man seine Weisheit mit Vorliebe bezog. Die französische Revolution gab die Methode, die russischen Nihilisten die Arbeitsweise an die Hand. Die Beamten wurden durch einige gelungene Bombenattentate eingeschüchtert, und immer wilder breiteten sich die Umsturzideen aus. War doch außer dem sachlichen Eifer bei den modern gebildeten Studenten vielfach auch noch persönliche Rachsucht im Spiel. Man hatte trotz seiner westlichen Gelehrsamkeit keinen Eingang gefunden in die jedem Outsider streng verschlossenen Kreise der Beamtenaristokratie. Darum Krieg bis aufs Messer. An sich wäre diese extreme Partei nicht bedenklich gewesen. In den Massen des Volks hatte sie keine Wurzeln. Aber es kam ihr zu Hilfe, daß durch den ungeord-

neten Reformbetrieb das im Ganzen recht gut arbeitende Instrument der alten Beamtenschaft leichtsinnig zerbrochen worden war. Die Beamten waren kopfscheu geworden über den sich jagenden Edikten, aus denen doch nichts wurde. Die Anmaßung der Mandschus, die die Verwirrung benutzten, um alle einträgliche Stellen in ihre Hand zu bekommen, verstimmte allenthalben. Dazu kam als letzter Funke die Rückgängigmachung der großen Eisenbahnbauten durch die Provinzen. Das Militär war auch wegen mangelnder Soldzahlung vielfach unzufrieden. So fanden die modern gekleideten Fanatiker aus dem Süden Gehör, und einen Augenblick lang neigte sich ihnen die gesamte chinesische Intelligenz zu. Das Reich der Mandschus geriet ins Wanken. Es ist ein beachtenswertes Zeichen, daß die Christen namentlich der amerikanischen Missionsgesellschaften einen wesentlichen Anteil bei den verschiedenen revolutionären Ausbrüchen hatten.

So stellt sich also auch diese Revolution dar als ein Vorstoß des europäisch-amerikanischen Ideen angenäherten Südens gegen den Norden, der keine klare Stellung zu der europäischen Kultur zu finden vermochte. Erfolg hatte dieser Vorstoß durch die Verschuldung der leitenden Kreise, die es an dem der Zeit angemessenen Ernst fehlen ließen und dadurch die Mißstimmung der Vertreter der Bildung in ganz China auf sich zogen.

2

Bedeutung. Die Bedeutung der Vorgänge in China liegt tiefer, als es auf den ersten Blick scheinen könnte. Gewiß handelt es sich zunächst um eine staatliche Umgestaltung. Dem Volk soll die Entscheidung in die Hand gegeben werden, durch den Mund seiner Vertreter zu bestimmen, ob Monarchie oder Republik künftig die Verfassungsform Chinas sein soll. Dieser Appell an das Volk ist ein geschickter Schachzug der Regierung; denn das Volk in seiner Masse ist ganz überwiegend monarchisch gesinnt. Zudem haben sich die fanatischen Freiheitshelden, die die Leute mit dem Revolver in der Hand zur Freiheit zwingen wollen, schon recht unbeliebt gemacht. Es ist also trotz allem wahrscheinlich, daß eine gemäßigte Monarchie, etwa nach dem Muster Englands, das Ergebnis der gegenwärtigen Umgestaltung sein wird.

Aber das Wichtige an dieser Umgestaltung ist, daß sie weit tiefer geht als bloß auf das politische Gebiet. Die ganze Gesellschaftsstruktur und Moral ist zusammengebrochen. China sieht sich vor die Notwendigkeit eines Neuaufbaus einschneidendster Art gestellt. Die alte chinesische Gesellschaftsordnung beruhte auf den altheiligen Ordnungen, die Konfuzius aus dem Zerfall seiner Zeit hinüber gerettet hatte auf künftige Zeiten. Das Wesen dieser Gesellschaftsordnung war die Begründung aller staatlichen Ordnungen auf die Grundlage der Moral, die innerhalb der Familie den natürlichen Regungen des Bluts entsprach; was zwischen Vater und Sohn Natur war, das Verhältnis der Unterordnung des Sohns unter die überlegene Autorität des Vaters: auf staatlichem Gebiet entwickelte es sich zur Pflicht, der Pflicht des Gehorsams der Untertanen gegen den Fürsten von Gottes Gnaden. Der Kaiser war darum der Vermittler zwischen Gott und Menschen. Diese Stellung verschaffte ihm die religiöse Verehrung und nahm zugleich dem Mann aus dem Volk die Möglichkeit, direkt vor Gott zu treten. Für ihn waren die eignen Ahnen die Götter, an die er sich zu wenden hatte, wie der Kaiser an den höchsten Gott Himmels und der Erde als an seinen erhabenen Ahn.

Dieses System wurde von der Mandschu-Dynastie in vollem Umfang übernommen. Sie hat mehr für die Verehrung des Konfuzius getan als irgend eine ihrer Vorgängerinnen. Und je mehr die tatsächlichen Verhältnisse hinter den hohen Idealen zurückblieben, desto mehr suchte man durch äußere Ehrungen das Ideal zur Geltung zu bringen. Ihren Höhepunkt erreichten diese Bestrebungen vor einigen Jahren, als man in Peking den Konfuzius aller Form nach zum Gott ernannte und ihn dem Himmel gleich setzte. Merkwürdigerweise ist damals keiner der Jünger des Konfuzius gegen diesen Schritt aufgetreten. Wehrlos mußte er sich diese Vergötterung gefallen lassen. Seine Anhänger waren höchstens froh, den andern Erlösungsreligionen gegenüber nun auch mit einem göttlichen Stifter aufwarten zu können. Aber freilich: der Ernst fehlte schon damals. Die Konfuziusverehrung in den Schulen, die man als Schutzwall gegen das Christentum aufgerichtet hatte, schlief immer mehr ein; nicht aus Gewissensgründen, sondern weil Schüler und Lehrer es bequemer fanden, sich um die Riten zu drücken.

Das hat nun die Lehre des Konfuzius zu büßen. Sie ist mit hineingezogen worden in den Umsturz; denn es ist klar, daß alle die Verhältnisse, die gegenwärtig in China herrschen, der konfuzianischen Staatsmoral direkt widersprechen. Wohl war in ihr der Fall vorgesehen, daß eine Dynastie durch Uebertretung der himmlischen Ordnungen ihren Beruf verliert. Durch Mißwachs und öffentliches Unglück zeigt dann der Himmel sein Mißfallen, und die Zuneigung des Volkes ist seine Stimme, durch die ein Würdigerer in das hohe Erbe berufen wird. Aber eine Parlamentsabstimmung über eine konstitutionell-monarchische oder republikanische Staatsform ist vom konfuzianischen Standpunkt aus ein Unding. So kann es nicht wunder nehmen, daß auch die übrigen Säulen der konfuzianischen Moral, die kindliche Pietät voran, bedenklich ins Wanken geraten. Das Individuum beginnt zu erwachen, um sein Recht geltend zu machen, zunächst einmal in der Oberschicht der Bildung. Aber was dann in die Masse des Volks von dieser neuen Lebensauffassung eindringen wird, läßt sich noch nicht übersehen. Jedenfalls kann man sagen, daß eine Lebensauffassung, die ihren Halt in der Blüte einer Nation verloren hat, die nur noch „fürs Volk“ da ist, damit endgültig gerichtet ist.

So liegt denn die wesentliche Bedeutung der gegenwärtigen Vorgänge in China darin, daß der — erhaben-ehrwürdige aber doch schließlich veraltete — Bau der konfuzianischen Gesellschaftsordnung in seinen Grundfesten erschüttert ist. Die chinesische Gesellschaft muß sich ein neues Haus bauen. Konfuzius hat die Vergötterung durch die Mandschus büßen müssen. Es ist wohl anzunehmen, daß bei diesem neuen Bau manche Bausteine des alten verwendet werden. Und das ist gut so; denn es ist unter den Trümmern viel Edles und Großes von bleibendem Wert, aber der Plan muß geändert werden.

3

Unsere Aufgabe. Hier zeigt sich nun die ernste Aufgabe von uns Christen. Wohl eine der größten, die an das Christentum im Lauf seiner Geschichte herangetreten sind. Es handelt sich kurz gesagt darum: Wird China in seinem Neuaufbau sich einordnen in das Herrschaftsgebiet unseres Herrn Jesu Christi, — oder wird dieser Aufbau vollzogen werden zwar unter ausgiebiger Benützung der Errungenschaften der europäischen Zivilisation, aber ohne den Kern unsrer eigentlichen Lebenskräfte? Wohl gemerkt: es handelt sich hier um ein Viertel der Menschheit. Sieg oder Niederlage hier ist gleichbedeutend mit Sieg oder Niederlage des Christentums auf Erden. Kommt das Christentum hier nicht zu seinem Recht, so wird es verdammt zum Platz einer Religion neben andern und wird dann früher oder später der Geschichte anheimfallen.

Was sollen wir aber tun? Ich denke, es handelt sich gar nicht in erster Linie um unser Tun. Solche Entscheidungen werden im Himmel getroffen. Und wer Jesus Christus wirklich erlebt hat, traut ihm auch die Kraft zu, sich dieses Herrschaftsgebiet zu unterwerfen. Wohl aber ist es unsre Aufgabe, die Botschaft von ihm reinlich und gewissenhaft zu verkünden. Es muß klar und unzweideutig ausgesprochen werden, was Christus für uns ist. Wir dürfen nicht eingreifen wollen in das Gewühl des Tages, nicht durch Parteinehmen rechts oder links unsern Herrn sozusagen fest legen wollen. Was mir vorschwebt, ist, daß wir im Vertrauen auf die Gnade Gottes in unserm Herrn sozusagen eine stille Insel im Strom der Kämpfe bilden, wo Frieden herrscht und Erlösung für Alle, die ihrer begehren. Weit aufmachen müssen wir dabei die Tore. Wir haben gar nichts zu tun, als Evangelium zu verkündigen, den Samen auszustreuen. Was wächst und wie es wächst, ist nicht unsre Sache. Wahrscheinlich wird eine Pflanze daraus entstehen, die in manchen Stücken anders aussieht als unsre heimischen Kirchen, aber wenn es nur eine Pflanze ist, die unser himmlischer Vater gepflanzt hat, so wird sie Bestand haben.

So stehen wir in der Arbeit am Wort. Wir hoffen, daß nach der bisherigen Wartezeit nun etwas sich gestalten darf zu Gottes Ehre. Denn das ist unsere unverbrüchliche Ueberzeugung: Nur wenn die Ehre Gottes zu Recht kommt in China, wird dauernd etwas Neues entstehen. Und wollte Gott, China würde sich bald neu und kräftig gestalten. Das würde auch für den Frieden der ganzen Welt von ungeheurem Werte sein.

Richard Wilhelm

Dritter offner Brief aus Rom

Verehrter Herr Rade!

Naturgemäß wünschen Sie, daß diese Sache ein Ende habe. Vieles, was ich sagen möchte, hat Herr Professor Viktor Schultze aus Greifswald im Reichsboten vom 5. Januar so vortrefflich ausgesprochen, daß ich darauf verzichte. Ueber Oesterreich gegen Italien und umgekehrt könnte man Bogen schreiben, was Sie als Herausgeber sich verbitten müßten. Ohne die Akten des ersten Anschlusses Italiens an die zwei Mächte ist jede Unterhaltung über Algeciras unfruchtbar. Fürst Bülow sagte in jener Parlamentsrede unmittelbar nachher: „es bestanden vorhergehende Verträge." Daß die Adria von Venedig bis Taranto die italienische Küste bespült, ist doch nun einmal nicht zu ändern, ebensowenig wie daß auf der jenseitigen Küste der Slave mit dem Lateiner zusammenstößt, der Priester ins Feuer bläst und der Islam droht.

Daß auch in Rom gelesen wird, was andere Leute lesen, brauche ich wohl nicht erst zu versichern. Um den Graphic, New York Herald usw. erhoben sich seiner Zeit leidenschaftliche Erörterungen, und Sir E. Greys Kälte bei der Interpellation im englischen Parlament ward schwer empfunden. Jedoch haben die Stimmungs-Schwankungen der größeren oder geringeren Empfindlichkeit edlere Gründe als die auf der Oberfläche liegenden. Die Besten, die Intellektuellen verehrten Deutschland mehr als die anderen Länder. „Zwanzig Jahre haben wir versucht uns heranzubilden an dem bewunderten Deutschland, la forte, la dotta Germania — und nun!" sagte mir ein Universitätsgelehrter in tiefer Bewegung. England andererseits war die Zufluchtsstätte aller verfolgten Patrioten und stand dem Zug der Tausend nach Sizilien beim Sturz der Bourbonen freundlich zur Seite. Dies hat in viele Einzelleben segensreich eingegriffen. Ueberdies ist von Seiten der Engländer das Bestreben, das neue Italien zu begreifen, seit Jahren merkwürdig rege. Eine reiche Literatur gibt davon Zeugnis: Die vielen Bücher der Counteß Evelyn Martinengo-Cesaresco, welche in ihrer neuen Heimat Brescia usw. aus erster Hand in den Archiven schöpfen konnte: The Makers of Italy, Cavour usw.*) Die drei vortrefflichen Bände Garibaldi von Macaulay Trevelyan, der letzte eben erschienene nach den allerneusten Dokumenten.**) Das statistisch hoch interessante Buch von Bolton King: Italy of to-day.***) Ueberdies viele treffliche Artikel in den zahlreichen Monatsschriften, welche der Aufwärtsbewegung des Landes gerecht werden. Dies fehlt für unser Gefühl auf deutscher Seite mehr. Im ganzen scheint man sich nur für die Vergangenheit des Landes zu interessieren und sich gleichsam einer niederen Rasse gegenüber von eingehenden Studien über das Heute zu dispensieren. Darum empfanden wir seiner Zeit die Studie über die italienischen Schulen von Geheimrat Fischer als eine so liebenswürdige Neuerung. Und seitdem sind ja die Anstrengungen, mittelalterliche Zustände zu überwinden, verdoppelt worden, wovon ich häufig in diesen Spalten redete.

In diesen vergangenen Monaten haben meine deutschen Freunde mich am meisten von der deutschen Kulturaufgabe unterhalten, die Türkei moralisch neu aufzubauen. Von Moltke abgesehen, ist die Sache an sich ja wohl schon beinah dreißig Jahre alt, seit Deutschland England aus dem Vertrauen des Sultans zu verdrängen begann. Neu ist nur der Herzensanteil der Gebildeten an dieser Sachlage. Selbstverständlich wird kein Vernünftiger leugnen, was alle Orientreisenden bezeugen, daß jeder Kilometer Eisenschienen der wandellosen Ruhe des Orients einen kleinen Stoß versetzt. Aber so verschieden nun auch die Urteile über die sittliche Höhe und Kraft der Jung-Türken sein mögen, so bedeutet der Islam selbst in seiner antikulturellen Eigenart nach wie vor, dem Urteil aller Kenner gemäß, was er immer bedeutet hat: Fanatismus, Despotismus, Polygamie und Sklaverei. Selbstverständlich ist, daß eine befreundete Regierung der fremden Volksreligion die übliche Verbeugung macht. Eine andere Frage ist, wie sich die Gebildeten, die denkenden Frauen zu einer Entwicklung stellen, welche in eminentem Sinn auch eine Frauenfrage einschließt.

Vor einigen Jahren geschah etwas Seltsames. Der ergraute Chrysostomus der Seine, Herr Hyacinthe-Loyson, weilte mit seiner amerikanischen Gattin in Aegypten, und hielt dort — irre ich nicht in Alexandrien — eine seiner glänzenden Reden, worin er die westländische Frau in den Staub zog und die Orientalin auf den Thron setzte. Hinter den Gittern der Frauenloge tobte der Beifall. Aber am Abend kam eine namenlose Botschaft: „Wir haben noch einen weiten Weg. Wir haben noch die Vielweiberei." Ein Europäer, der, im fernen Osten reisend, das Echo vernommen hatte, sagte mir hier: „Es war ein Verbrechen", indessen Frau Loyson hier in einer Rede vor dem christlichen Jungfrauenverein in ihrer Türkenverherrlichung fortfuhr.

Nun könnte es leicht sein, daß eine ähnliche Stimmung in Deutschland um sich griffe, und es scheint angezeigt, bewährte Zeugnisse andrer Art anzuführen.

Im Jahr 1904 starb in Edinburg eine als Reisende und Schriftstellerin berühmte Frau, Isabella Bird-Bishop, die den ganzen Orient bereist und für Jahre zu ihrer Heimat gemacht hatte.*) Ihr Interesse an der Mission wuchs mit jedem Jahr, und mit großen persönlichen Opfern richtete sie an verschiedenen Orten für die ärztliche Mission Frauenhospitäler ein. Ihre scharfe Beobachtung und maßvolle Würdigung der Dinge sicherte ihren Büchern wie ihren vielfachen öffentlichen Ansprachen dauernden Wert. Als hochgeschätzte Beraterin der Missionsbehörden war sie während ihrer Anwesenheiten in England vielbegehrt. Auch entwickelte sie sich zu einer vortrefflichen Volksrednerin, welche den Anforderungen an ihre Kraft bei ihrer zarten Gesundheit kaum genügen konnte, sich aber willig opferte, um der vorgesetzten Aufgabe zu erreichen, Fürsprecherin der Heidenmission zu sein. In ihrer berühmten Ansprache am 1. November 1893 in Exeter Hall sagte sie:

> Ich bin eine Reisende, die sich zur Mission bekehrt hat, nicht durch Missions-Erfolge, sondern durch das, was sie in 4½ Jahren asiatischer Reisen von der verzweifelten Not der nichtchristlichen Welt sah.... Während ich in Asien reiste, fiel es mir mit Macht auf die Seele, wie wenig wir hören, wie wenig wir wissen, in welchem Maß die Sünde dort auf den Thron gehoben, vergöttert, angebetet wird. Sünde und Schande überall! Die Moral in mahometanischen Ländern ist gänzlich verworfen und die Phantasie grundböse. Der Buddhismus kaum minder. Diese Religionen entwürdigen die Frau zu einer unaussprechlichen Erniedrigung. Ihre Intelligenz ist auf ein Minimum zusammengeschrumpft, während alle entsetzlichen Leidenschaften der menschlichen Natur in grauenhafter Weise gefördert und entwickelt werden: Eifersucht, Neid, mörderischer Haß, perfide Schlauheit. Dort habe ich kaum je ein Frauenhaus, kaum je eine kleinste Hütte betreten, ohne daß ich um eine Medizin gebeten wurde, die andere, bevorzugte Frau fürs Leben zu entstellen, ihr gar das Leben zu nehmen, oder ihren kleinen Sohn zu töten. Dieses Anliegen ist mir etwa zweihundert Mal vorgetragen worden.... Eine unausbleibliche Folge davon ist die bodenlose Korruption der Männer. Der ganze asiatische Kontinent ist der Schauplatz aller Barbarei, der Folter, scheußlicher Strafen, Bedrückungen, offiziellen Betrugs — am schlimmsten unter mahometanischer Herrschaft. Keine Heiligkeit des häuslichen Herdes, keine Ahnung von Gerechtigkeit oder Mäßigung, auch kein Gedanke an ein endliches Gericht. Statt dessen ein grauenvolles Ausschauen nach einer Zukunft unheimlicher Rache, ohne daß sie wissen woher.... In Trübsal und Krankheit sehen sie nur das Eingreifen von Dämonen. Welches furchtbare Leiden kommt damit über jene unseligen Millionen von Menschen!...

---

*) Alle in Tauchnitz Edition.

**) Garibaldi and the Roman Republic. Garibaldi and the Thousand. Garibaldi and the making of Italy. Longman und Co., London. [Vgl. doch unsre Ricarda Huch! D H]

***) James Nisbet und Co., London.

*) Anna Stoddart: The Life of Isabella Bird (Mrs. Bishop) London, John Murray 1908.

Damals prägte die edle Frau das lange von Mund zu Munde getragene Wort für die Mission: Go; let go; help to go! Unsere gebildeten Kreise, die von Sünde nicht gerne reden hören und der Mission fremder gegenüber stehen, interessiert vielleicht mehr der persische Spruch, den sie in späteren Jahren mitbrachte:

Dreie sind, die niemals wiederkehren:
Der entflogene Pfeil,
Das gesprochene Wort,
Die versäumte Gelegenheit.

Maria Sell

Sylvesternacht auf dem Ganges

Der Schnellzug Calcutta-Darjeeling keucht durch die indische Ebene. Es dämmert. Die abgeernteten Reisfelder und öde, unbebaute Flächen dazwischen dehnen sich eintönig und charakterlos, Nebelflocken schwimmen schon hin und wieder darüber; auch hier „braut der Fuchs". Dann plötzlich tauchen Palmgipfel mit undeutlichem Buschwerk darum am Coupeefenster auf und fliegen vorüber, Strohhütten zwischen den Laubmassen, ein offenes Feuer leuchtet und dampft, um das die schmächtigen Gestalten einiger Eingeborenen kauern. Denn es ist Winter, und der Abend kühl.

In unserm Coupee ist es still. Nur drei Mitreisende in dem großen, bequemen Raume, aber auch viel Gepäck. Vor allem sein „Razai", ein großes Bündel mit Decken, Kissen u. A. für die Nachtruhe, führt jeder mit sich, das ist in Indien wie in Rußland und China auf größeren Reisen unumgänglich. Es wird alles zwischen die zwei breiten Bänke mit Lederpolster gelegt, und man arrangiert sich dann mit dem Sitzen bequem und ungeniert. Da ist ein älteres Ehepaar und ein junger Mann, die mit uns fahren, Engländer. Gesprochen wird wenig. Jeder hängt seinen Gedanken nach, in die die Herren von Zeit zu Zeit eine Zigarrette oder ein Pfeifchen einschieben.

Der letzte Tag des Jahres. Kaum noch Tag. Die Sonne ist hinunter, und die Nacht nimmt hier schnell Besitz vom Erdboden. Während die Maschine ihr dumpfes, rhythmisches Lied, den Reisesegen, vor sich hin murmelt, vom Räderrollen begleitet, gleichmäßig und einschläfernd, schließe ich unwillkürlich eine Zeitlang die Augen. Als ich sie wieder öffne, ist auch der letzte Tagesschein draußen verflogen. Fast nichts mehr zu erkennen.

Die letzte Nacht des Jahres also. Ruhlos kommt ein Bild nach dem andern aus diesem reichen Jahre 1911 herauf und geht an mir vorüber, die Bilder der Landschaft draußen, die verschwunden sind, ersetzend. Dies Spiel der Erinnerungsbilder hält mich merkwürdig wach. Die Menschen und die Dinge sind so nahe an diesem stillen Abend, dem Geiste so gegenwärtig, und doch sind sie wie eine abgeschnittene Handvoll Gras und Blumen, die man so hält und die nicht mehr lebt. Der Blick überfliegt leicht das Ganze. „Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist; daß man doch zu seiner Qual nimmer es vergißt", spricht man mit Goethe. Ja, etwas von Qual liegt immer darin, wenn man sagen muß: ich besaß; das meiste Erleben ist doch nur ein kurzer Gruß auf Nimmerwiedersehn, an dem der Mensch seiner Vergänglichkeit inne wird.

Die Räder rollen und rollen. Draußen leuchtet nun schon der Mondschein auf der stillen Ebene. Wie lange mag ich geträumt haben? Halb Neun vorbei, oder in indischer Eisenbahnzeit ausgedrückt $21^1/_2$. Jetzt wird das Rollen des Zuges langsamer, gemessener, — ein langes Pfeifen, — Stationsgebäude, — wir sind in Damukdia Ghat.

Am Ganges sind wir angelangt, an dem Hauptarm des vielspältigen Riesenstromes. Seine Majestät gebietet uns hier Halt. Diesen Fluß mit einer Eisenbahnbrücke zu überspannen, geht nicht an; erreicht er doch hier eine Breite von nahezu drei englischen Meilen und hat sehr unsicheren Boden. Darum muß hier ein Dampfschiff die Lokomotive ablösen.

Der mittelgroße, hübsch eingerichtete Dampfer liegt schon bereit, Diener und braungelbe, sehnige Gepäckträger bringen die Koffer und Packen der europäischen Sahibs hinüber, schwere Stücke häufig auf dem Kopfe balancierend, der bunte Strom ergießt sich, vom elektrischen Licht beleuchtet, über die Landungsbrücke an Bord. Dort ist für die Passagiere erster und zweiter Klasse der Tisch bereits gedeckt. Denn hier muß sein Abendessen einnehmen, wer überhaupt eins einzunehmen gedenkt. Bald sitzen wir alle am Tische, oben an Deck, in der frischen Nachtluft, doch unter Segeltuch.

Unsere Nachbarn zur Linken sind die Mitreisenden aus unserm Coupee geworden, das ältere Ehepaar. Ihnen gegenüber sitzt ein Herr, der auch in die Sechziger eingetreten sein mag, ein eigentümliches Gesicht, so gar nicht englisch, helle, höchst lebendige, meist vergnügt funkelnde Augen, kräftige Gesichtsfarbe, weißlicher Schnurr- und Kinnbart, ein Gesicht, aus dem Lebensluft, Lebenskenntnis, Lebensschlauheit redet und ein leichter Zug von Argheit, so ein klein wenig Mephistopheles. Er blickt sein Gegenüber an, und alsbald gibt es eine Erkennungsszene. Beide Herren sind offenbar Beamte im indischen Dienst, früher in naher Bekanntschaft lebend, seit Jahren einander aus dem Gesicht gekommen, nun heute Abend hier am Tisch wieder zusammentreffend.

Ein munteres Gespräch entspinnt sich, von der Art wie solche Umstände es mit sich bringen. Erinnerungen an gemeinsame Erlebnisse, an Freunde, Berufsgenossen, vieles nur in Andeutungen gehalten. Mephisto von drüben ist offenbar voll Witz und Sarkasmus, er gibts diesem und jenem, er fördert Anekdoten zu Tage, und es ist fesselnd, seinem feinen Mienenspiel dabei zu folgen. Ich bilde mir ein, er ist ein alter Junggesell und Weiberfeind, denn der Gattin seines Freundes, die ihn offenbar auch von früher her kennt, widmet er nur sehr selten und wie gezwungen sein Wort, etwa wenn sie ihn direkt nach etwas fragt, und sein Gesicht bekommt dabei jedesmal einen harten, unbeweglichen Ausdruck, etwas Abweisendes, als störe ihr Dasein ihn. Ich fange an, neben dem Essen her darüber nachzudenken, was alles wohl hinter diesen drei Gestalten sich bergen mag an Leben und Streben. Meine Phantasien gehen ihren eigenen Weg, während ich mit halbem Ohr dem Gespräche folge.

„Sie erinnern Sich noch an D.?" „Natürlich. Wo steckt der jetzt?" „In S. Ja, wissen Sie, was der neulich angegeben haben soll?" Nun folgte eine drollige kleine Geschichte, nicht ganz ohne Schadenfreude erzählt und mit viel Gelächter aufgenommen. „Und M.?" „Ist verheiratet, ganz kürzlich erst." „Wirklich? In seinem Alter?" Wieder hatte unser Mephisto Gelegenheit, einige Funken sprühen zu lassen. So ging es eine Weile weiter.

„Was macht denn der gute alte George C.?" „Tot." Ein kurzer, wie aus der Höhe ins Dunkle fallender Ton. „Tot? Wirklich?" „Ja, wissen Sie das denn nicht? Seit drei Jahren schon." „Wo ist er gestorben?" „In England. Er hatte sich vom Dienst zurückgezogen." „Woran?" „Schwindsucht." Es war, wie wenn ein eisiger Schatten auf das muntere, lebenswarme Gespräch gefallen wäre. Alle Drei schwiegen einige Zeit. Dann griff man einen andern Faden auf. Aber sonderbarer Weise stieß man gleich wieder auf denselben steinernen Gast. „Wie geht es F.?" „Der ist auch tot." Bestürzt schwieg der Frager. Sein Gegenüber starrte mit einem plötzlich ganz anderen Gesichtsausdruck auf seinen Teller. Vielleicht war er persönlich tiefer beteiligt.

Meine Frau und ich standen auf vom Tische, wir waren fertig und wollten einen Blick auf den Ganges tun. So setzten wir uns vorn am Schiff nieder, unter dem rings aufgespannten Segeltuch hinab ins Wasser blickend, das mondbeschienene Wasser der uralt heiligen Gangâ. Der Mond rundete sich schon stark über das erste Viertel hinaus. Nebelgewebe machten das Ufer und die Ferne unklar. In die unsichere Umgebung hinaus strahlte ein Scheinwerfer sein Gespensterlicht, das Fahrwasser vor uns sichernd, während die eintönigen Rufe eines lotenden Inders von der Seite des Schiffes herüberschallten.

War es das Gespräch von vorhin, war es diese Nacht des Jahresschlusses mit all den Bildern des Vergangenen, die sie an mir vorbeigeführt hatte, es lag sehr nachdenklich auf mir. Das Gangeswasser floß breit und schwer am Dampfer hin, kein lustiges Wellengekräusel, kein Spritzen und Schäumen. Es schien

auch ernst und in sich gekehrt. Warum auch nicht? Hatte es doch viele Sünden mit sich zu tragen, all die Sünden, die Büßende in sein heiliges Naß hineingewaschen hatten den ganzen weiten Weg durch das große Hindustan hin. Da standen sie alle auf den Treppen und Brücken und im Wasser, tauchten nieder und übergossen sich das Haupt, — so, nun waren sie gereinigt, aber der alte Fluß hatte all ihre Sünden mit sich zu tragen. Soviel Sünden! Was mochte das alles sein? Nein, den Vorhang wollen wir nicht lüften, das mag der heilige Fluß für sich behalten. Aber er hats zu tragen, und solche Last macht wohl ernst und in sich gekehrt. Still und schwermütig wandelt er seinen Weg dem Meere zu, um all die Sünden in dessen Tiefe zu versenken.

Ja, Sünde. Irgendwie müssen die Menschen mit ihr fertig werden. Wenn sie keinen Erlöser haben, dem sie sie zu tragen geben können, so laden sie sie einem Flusse auf. Fort muß sie! Ein tiefer, unauslöschlicher Instinkt. So wenigstens ist es noch bei den einfacheren, primitiveren Menschen. In unserer höheren europäischen Gesellschaft, da sieht es sich vielleicht etwas anders an. Der „Sahib" betrachtet mit gutmütiger Verwunderung diese Waschungen, diese sich Reinigenden, wie auch die ganze andre Menge der sich Kasteienden, Opfernden, mit der Sünde Ringenden. Gutmütig verwundert sieht er dies abergläubische Treiben an. Sünde? Sünde ist schlechte Verdauung.

Und er setzt sich zu Tisch, an einen wohlgedeckten Tisch mit sorgfältig zubereiteten Speisen. Ein frohes Mahl jetzt, gewürzt mit Scherz, mit Munterkeit, mit witzigem Spiel der Einbildung. Aber auch er kanns nicht hindern, — es tritt ihm plötzlich in den Weg, das düstere Gespenst, es tritt vor ihn hin in der Gestalt des Todes. Dem kann er nicht ausweichen, der greift kühl hinein in seinen Kreis und zwingt ihm Ernst, Nachdenken, Schauer auf. Das lustigste Gespräch verstummt, die Stimmung wird herbe, — trotz guter Verdauung.

Tod, Sünde, es sind die in der Wurzel dunkel irgendwie zusammenhängenden Urrätsel unsers Lebens, an denen wir nicht vorüberkommen, Weise wie Unweise. Sie sind auch eine Art Scheinwerfer, die einen Lichtstreifen hinaussenden in eine neblige Ferne, in den grenzenlosen Hintergrund des Stückchens Dasein, das wir Menschenkinder Leben nennen. Und ob wir wohl für diese Rätsel die letzten Antworten nicht finden, sie halten den Geist lebendig und wach für die Tiefe im Innern der Welt, sie beeinflussen unser Wachstum in einer bestimmten Richtung, bestimmt von einem Höheren als wir.

Langsam und vorsichtig nimmt das Schiff seinen Weg schräg durch das Flußbett hin, die Untiefen sorgsam vermeidend. Geduldig trägt uns die alte Gangâ hinüber, wie sie vor Jahrtausenden den ersten winzigen Kahn hinübertrug, der arische Einwanderer dieses Weges führte. Dort glänzt vor uns etwas auf am nördlichen Ufer, Sara Ghât, die Station. Der neue Zug wartet auf uns. Wieder dasselbe Drängen von Passagieren und Trägern wie beim Besteigen des Dampfers, derselbe wirre Lärm, Suchen nach Coupees, Einrichten für die Nacht, der letzte Pfiff, — und die Lokomotive rasselt mit uns davon.

Heinrich Hackmann

Verschiedenes

Albrecht Ritschl über das ostpreußische Flugblatt. Etliche Leser haben den Kopf geschüttelt über die Beilage von Nr. 3. Was sie sollte? Was die Christliche Welt damit beabsichtigt habe? Nun, daß unsre Leser das Blatt kennen lernen und darüber nachdenken. In tausend und abertausend Exemplaren hat das Blatt die Provinz überschwemmt und an seinem Teil die ostpreußischen Wahlen mitgemacht. Ehrenwerte Männer haben es mit Namen gezeichnet. Das Institut der Beilagen ist nach unserm Verständnis dazu mit da, daß man solche Dokumente seinem Leserkreise zugänglich macht.

Auf eine nähere Würdigung verzichten wir noch immer. Doch mag heute ein Verstorbener uns zu Hilfe kommen mit granitnem Wort. Albrecht Ritschl. Im dritten Bande seiner „Rechtfertigung und Versöhnung", S. 591 f. und 596 f. der dritten, 553 f. und 558 f. der ersten Auflage, steht zu lesen:

Die nachträgliche Beurteilung der geschichtlichen Ereignisse nach der Idee der göttlichen Weltleitung ist durch die darauf gerichtete Absicht noch nicht vor Irrtum geschützt. Die Erfahrung ist häufig genug, daß auch in diese praktische Ausübung der Religion die egoistische Rechthaberei sich einmischt, indem sie sich zugleich durch Mißbrauch der heiligen Schrift zu rechtfertigen sucht. Wie schnell sind die Parteimänner bei der Hand, über die sich entwickelnden Ereignisse im Namen Gottes abzusprechen, als ob gerade sie des Herrn Sinn erkannt oder in seinem Rate gesessen hätten! Wie dreist sind sie, die Schuld des einen Teiles zu übertreiben und die des andern zu verkleinern, um nach ihrer Parteistellung auf die Hilfe wie auf die Rache Gottes zu spekulieren, oder zu entscheiden, was bloß Menschenwerk und was die Sache Gottes sein soll. An derartigen Fällen kann man geradezu erschreckende Proben davon machen, wie schwach der christliche Glaube bei Solchen ist, die denselben am lautesten bekennen. Allerdings wird die Unterordnung der Naturerscheinungen unter ihre Gesetze durch einen mehr oder weniger begrenzten Umfang von Beobachtung und durch das logische Urteil vollzogen; weil alle Erfahrungen dieser Art in den Raum fallen, und weil die Merkmale der Naturdinge die Arten derselben deutlich erkennen lassen. Aber die geschichtlichen Ereignisse des menschlichen Lebens fallen auch in die Zeit, und die Art ihrer gegenseitigen Verflechtung ist undeutlich, weil immer die menschliche Freiheit in dieselbe hineinspielt. Wer will nun behaupten, daß er den für das Urteil über Gottes besondere Absichten genügenden Umfang der geschichtlichen Beobachtung beherrsche, und wer weiß sich so frei von eigener Schuld, um entscheiden zu können, welche Gruppe menschlicher Handlungen nach Gottes Urteil den Charakter reinen Rechtes oder den reinen Unrechtes an sich trägt? Die unfehlbaren Leute, welche so zu urteilen pflegen, als ob sie sich dieses zutrauen, wollen auf einem möglichst entgegengesetzten Standpunkte als die „ungläubigen" Naturforscher stehen; in Wahrheit verfahren sie mit der göttlichen Leitung der Geschichte der Gegenwart und der nächsten Vergangenheit so, als ob dieselbe ein Objekt wie die Objekte der Naturforschung wäre! . . .

Die Ergebung in Gottes Willen wird man auch vom Standpunkte absichtlichen christlichen Glaubens leichter in den Beziehungen des Privatlebens finden können, als in Hinsicht solcher Wechselfälle des öffentlichen Lebens, in die man selbst nach einer Seite hin verflochten ist. Hier treten die Schwierigkeiten auf, in welchen Geduld und Demut das Urteil über dasjenige leiten müssen, was als Gottes Fügung zu betrachten wäre. In diesem Gebiete liegt eine große Gefahr des Irrtums da vor, wo man z. B. nicht den notwendigen Abstand zwischen seiner christlichen und seiner politischen Ueberzeugung wahrt. Handgreiflich ist dieser Irrtum bei denjenigen römischen Katholiken, welche den Bestand und die Geltung des Christentums mit der Herrschaft des unfehlbaren Papstes identifizieren. Indem sie durch kein Mißlingen ultramontaner Intriguen oder Gewalttaten an dieser Verquickung von Religion und Herrschsucht irre werden, verkündigen sie nur um so leidenschaftlicher die Nähe der göttlichen Strafgerichte über ihre Gegner. Ganz analoge Erscheinungen begegnen aber auch bei solchen Bekennern des evangelischen Christentums, welche demselben am besten zu dienen meinen, wenn sie seine kirchliche Pflege in ihr politisches Parteiprogramm aufnehmen. Leidet nun das letztere Schiffbruch, so wird der Schutz Gottes dafür aufgeboten, und keine Ungerechtigkeit gescheut, um die politischen Gegner als Feinde Gottes darzustellen.*) Man weiß offenbar gar nicht, daß die christliche Geduld ihr Feld nicht bloß in der Unterordnung des Privatlebens unter Gottes Leitung findet, sondern auch in der behutsamen Beurteilung der Geschichte der Gegenwart.

Zu den Sensationen in der Jesus-Literatur (Nr. 2 und 4) vermag ich mitzuteilen, daß mir vor einigen Jahren tatsächlich ein Buch in kleinem Format vorgelegen hat mit dem Titel: Wichtige, historische Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu. Nach einem alten, zu Alexandrien gefundenen Manuskripte von einem Zeitgenossen Jesu aus dem heiligen Orden der Essäer. Aus einer lateinischen Abschrift des Originals übersetzt. Sechste Auflage, noch vermehrt mit einem Nachtrag: Zurückweisung der katholischen Angriffe des Joh. Nepomuk Truelle in seiner Schrift „Aufklärungen über die allein wahre Todesart Jesu Christi zc." Leipzig, Verlag von Christian Ernst Kollmann **1849.** — Das wäre also die gesuchte Quelle für das erste (von Ferdinand Schmidt nachgedruckte) Machwerk, in dem mir der heilige Rock von Trier nachzuspuken schien und auf die Mythentheorie von Strauß angespielt wird. Welche Mystifikation ist gröber, die des damaligen Verfassers oder die des gegenwärtigen Herausgebers, der seine Quelle entweder nicht kannte oder sie wissentlich verschwieg? Ob das Buch wirklich eine sechste Auflage erlebt hat, ist mir übrigens zweifelhaft; sonst müßte man schon eher darauf gestoßen sein. Auf S. 97 f. hatte der Verfasser in einem „Nachwort zur fünften Auflage" noch die Veröffentlichung einer andern Schrift aus Alexandrien in Aussicht gestellt, welche über die Jugendjahre Jesu handelt. Ob er damit auch die Welt beglückt hat? Fr. Clemens (Das fünfte Evangelium oder das Urevangelium der Essäer, Crossen a. d. O. 1879) hat es sich übrigens nicht nehmen lassen, den Inhalt des oben genannten Buches mit Abschnitten der Evangelien zu einem eigenen Text (in 34 Kapiteln mit Versabteilung) zu kombinieren. Auch dergleichen erbt sich wie eine ewge Krankheit fort.

Edgar Hennecke

---

*) Hierzu hat die erste Auflage die Anmerkung: Ich habe es in einer öffentlichen kirchlichen Versammlung aussprechen hören, daß nach den letzten territorialen Veränderungen in Deutschland [1866!] „nicht die schlechtesten" Christen den 94. Psalm, den Rachepsalm gebetet haben.

Kleine Mitteilungen. Bußtage in Württemberg! Zu Nr. 4 Sp. 91 sei gewissenhafterweise nachgetragen, daß die württembergische Landeskirche am vierten Freitag jeden Monats ihren „Buß- und Bettag“ hat, daß diese Tage aber nur noch auf dem Lande mit einer Betstunde gefeiert werden. Auf Kalendern sollte nur der eine jährliche Haupt-Buß- und Bettag verzeichnet werden, der auf Invocavit fällt (wegen Königs Geburtstag heuer auf Reminiscere verlegt).

Abreißkalender (Nr. 4). Fräulein Therese Köstlin empfiehlt „Spemanns Kunstkalender“, den die „Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart“ [entsetzliche Firma, stilistisch nicht unterzubringen!] herausgegeben hat. Er bringt sehr gute Kopien von Kunstwerken alter wie neuer Zeit, Porträts bedeutender Menschen nebst kurzen Lebensskizzen und gut ausgewählten Zitaten. 2 Mk. — Auf Fritz Heyders „Kunst und Leben“ haben wir wiederholt schon hingewiesen. Der Reklame dient er auch, aber in guter Manier. Der Kunstwart nannte ihn „den weitaus besten aller Abreißkalender ähnlicher Art für Jeden, der täglich einmal etwas hübsches Bildliches in einer künstlerischen Handschrift lesen will“. Also Verlag Fritz Heyder, Berlin. 3 Mark. — Ferner: Meyers historisch-geographischer Kalender. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1,75 Mk. Sehr gute Bilder und Texte. — „Kunst und Natur“, erschienen bei Holland und Josenhans, Stuttgart, 2 Mk. — Die Hauptsache scheint mir freilich, daß die kleinen billigen Kalender gut werden! Einen guten frommen Geist scheint der „Christliche Hauskalender aus Lahr“ zu atmen, nach einem Blatt und nach Empfehlung zu schließen: 75 Pfg.

Von Hackmanns Reiseberichten mußten wir aus Mangel an Raum einige wertvolle Stücke für später zurückstellen: Der Wutaishan (Nordchina), Das Land der Sonnengöttin (Japan), Geheimnisse des Urwaldes (Ruinen von Angkor). Dem heutigen Artikel folgt in nächster Nummer: Neues Jahr im Himalaya.

Von dem Aufsatz Wilhelms in dieser Nummer lese man recht mit Bedacht den letzten kurzen Abschnitt: Unsere Aufgabe. Und dann erwäge man, daß dieser Missionar, dessen Wirken in Tsingtau uns immer wieder mit dankbarer Freude erfüllt, nach dem in letzter Nummer Mitgeteilten von der Hallischen Missionskonferenz als legitimer Teilnehmer nicht zugelassen würde! Wir können uns über diesen Pharisäismus nicht so leicht beruhigen. Das war auch früher der Charakter von Halle und von der Provinz Sachsen nicht.

Im Versammlungskalender (s. u.) ist die Hauptzusammenkunft der Freunde der Christlichen Welt auf den 1. bis 3. Oktober angesetzt. Nach unsern Erkundigungen gibt es da, soweit die großen Versammlungen bisher feststehen, keine Kollisionen. Wenn doch, so bitten wir um baldige Mitteilung. Die süddeutschen und schweizerischen Freunde tagen am 22. 23. April in Heidelberg. Geyer-Nürnberg und Johannes Weiß werden sprechen. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 13. Februar 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädter Gymnasium) NW Georgenstraße 30/31: Gelten die Naturgesetze auch für die Geisteswelt? Pfarrer Großmann.

Halle a. S. Montag 12. Februar 8 Uhr (am Abend der Missionsversammlung) im Goldnen Ring am Markt: Aussprache über die Lage in der Provinz.

Nordhausen. Mittwoch 21. Februar 1/2 4 Uhr in der Hoffnung: Der Weg zu Gott im Religionsunterricht der Schule. Mittelschullehrer Krüger-Nordhausen.

Stuttgart. Dienstag 13. Februar 8 Uhr im großen Saal der Bürgergesellschaft Langestr. 4b: Wie reden wir mit Gott? Stadtpfarrer Herzog-Eßlingen.

Freunde des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins
in der Provinz Sachsen und Anhalt

Montag 12. Februar 2 1/2 Uhr in Halle, Goldner Ring (am Markt). Vortrag von Missionsinspektor Lic. Witte: Die religiöse Lage in Japan. Geschlossene Beratung der Mitglieder.

Versammlungskalender

22.—23. April	Freunde der Christlichen Welt aus Süddeutschland und der Schweiz Heidelberg
24.—27. Juli	Europäische Jugendbundkonferenz Christiania
23.—25. September	Gustav-Adolf-Verein Posen
1.— 3. Oktober	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
7.—11. „	Ferienkursus der Freunde der Christlichen Welt in Schleswig-Holstein Malente-Gremsmühlen

Gemeindebeamter

seit mehreren Jahren in kirchlicher Verwaltung tätig und in allen Zweigen derselben erfahren, in ungekündigter Stellung, wünscht sich zwecks Uebernahme einer leitenden Stellung zu verändern. Eventl. Einrichtung eines Gemeindeamts. Offerten unter **C. U.** an den Verlag erbeten.

Landerziehungsheim für Mädchen

Breitbrunn am Ammersee. Oberbayern

Aufnahme finden Mädchen von 9—17 Jahren. Prospekt über Eintrittsbedingungen, Erziehungsgrundsätze und Unterrichtsziele durch die Vorstandschaft.

Die glückliche Geburt eines **dritten Sohnes** zeigen an

Hans Freiherr v. Soden
Magdalena Freifrau v. Soden
geb. **von Möller**

Berlin-Steglitz, Schloßstraße 32,
3. Februar 1912

Zur gründlichen Erlernung des Haushaltes finden zum April oder Mai **2—3 junge Mädchen** liebevolle Aufnahme im schöngelegenen **Pfarrhaus** zu **Gudersleben am Ellrich** am Harz.

Cand. phil., der sich zum Examen vorbereiten will, sucht vom 1. März ab auf etwa drei Monate ruhige **Pension** in guter Familie, vielleicht auch gegen Erteilung von Unterricht. Genaue Angebote mit Preisangabe unter **B. K. 12** an den Verlag der Christlichen Welt.

Suche zu Ostern für **15 jährige Schülerin** Stellung in Familie zur Unterstützung der Hausfrau und Beaufsichtigung jüngerer Kinder.

Schulvorsteherin A. Tütel
Schwerte i. W.

Generalsekretär

für den

Deutschen Protestantenverein

gesucht. Bewerbungen mit der Angabe von Gehaltsansprüchen bis 1. März an das **Bureau Berlin W. 35,** Steglitzerstraße 68.

2 Pfarrstellen

zunächst mit Amtstätigkeit an der Barbarakirche, später eventuell an der Pauluskirche in **Breslau,** sind bald zu besetzen.

Anfangsgehalt 3000 Mk., Höchstgehalt mit 24 Dienstjahren 6600 Mk. und freie Wohnung. Bewerbungen sind bis zum 15. Februar einzureichen an **Pastor Bederke, Breslau VI.**

St. Petri Dom Bremen

An unserer **St. Petri-Domkirche** ist in Folge Ablebens des Herrn Pastor Sonntag die

Stelle eines Predigers

freisinniger Richtung zu besetzen. Wählbar sind Geistliche evangelisch-lutherischer und evangelisch-unierter Konfession.

Es kommen nur Bewerber in Frage, welche schon selbständige Geistliche sind und etwa die Mitte der dreißiger Jahre noch nicht überschritten haben.

Bewerbungen werden bis zum 18. Februar d. J. an das Bureau der Domkirche, Bremen, Am Dom Nr. 2, erbeten. Von demselben Bureau werden auch die näheren Bedingungen auf Wunsch zugesandt.

Mit der Bewerbung sind einzureichen: eine kurze Uebersicht des Lebenslaufes, die beiden theologischen Prüfungszeugnisse und etwaige Druckschriften, Predigten und dergleichen.

Bremen, im Januar 1912

Die Bauherren der St. Petri-Domkirche
Casp. G. Kulenkampff, verwaltender Bauherr

Pfarrer in Honolulu

Gewünscht **junger, verheirateter Theologe** zum 15. Oktober 1912, als **Pfarrer** der an die Preußische Landeskirche angeschlossenen deutschen (evang.-luth.) Gemeinde zu **Honolulu, Hawaii V. S. A.** Gehalt steigend in fünf Jahren um je 300 Dollar (1 Dollar = Mk. 4.15) von 2400—3600 Dollar. Wohnungsgeldzuschuß 360 Dollar jährlich. Reisegeld für das Ehepaar 600 Dollar; nach fünf Jahren 750 Dollar für die Rückreise oder als Gratifikation. Jährlich 4 Wochen Urlaub. Ausreise spätestens 15. September 1912 über New-York-San-Franzisko. Weitere Auskunft bei der Expedition des Blattes. Bewerbungen mit Lebenslauf, Zeugnisabschriften, Photographie und dem Entwurf einer Osterpredigt (Papiere werden nicht zurückgesandt) eingeschrieben erbeten bis zum 15. März einschließlich als Absendungstermin an den Vorsitzenden

Herrn Consul W. Pfotenhauer, Honolulu.

Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey, München

Beliebte und sehr preiswerte Geschenke sind die

Künstler-Mappen

in denen die **bedeutendsten Gemälde alter sowohl wie neuer Meister** in guten großen Reproduktionen enthalten sind.

Preis Mark 1,50 bis Mark 12,—.

Bis jetzt erschienen: Böcklin — Böhle — Dürer — Feuerbach — Grünewald — Haider — Liebermann — Meunier — Millet — Philippi — Preller — Rembrandt — Rethel — Ludw. Richter — Samberger — Schäffner — Schwind — Spitzweg — Steinhausen — Thoma — Uhde — Welti.

Alles Nähere enthält das Verzeichnis „Kunstwart-Unternehmungen“, welches durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen ist.

Pfarrer in Bradford

Die **Pfarrstelle** der deutschen evangelischen Gemeinde zu **Bradford** ist sofort (spätestens Ende März) neu zu besetzen. Gehalt außer freier Wohnung (Gas, Heizung) 3000 Mk. steigend bis zu 3400 Mk. Zuschuß seitens des Ober-Kirchenrates wahrscheinlich. Gemeinde ca. 200 Mitglieder, Kenntnis des Englischen wünschenswert, aber nicht Bedingung.

Anhänger positiverer Richtung bevorzugt. Dieselben wollen Lebenslauf nebst Zeugnisabschriften senden an **J. Fürer**, Pastor, German Church **Bradford** i. Yorks. **England.**

Geschichte der
Alttestamentlichen Religion
kritisch dargestellt von
Eduard König
Dr. phil. u. theol., ord. Prof. u. Geh. Kons.-Rat in Bonn
1912; VIII u. 608 S ; Preis 7 Mk., elegant geb. 8 Mk.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

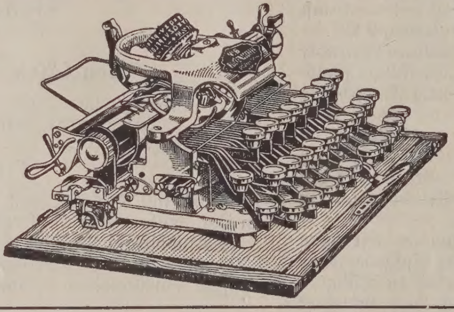
Florenz Deutsch-Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A, frei und schön gelegen. Trinkgelder abgelöst. **Reinertrag für Zwecke deutsch-evangelischer Wohlfahrtseinrichtungen.** Elektr. Licht, Zentralheizung. Pension von L. 6.— bis 8.—

Lugano Schweiz **Villa Henrietta** Deutsche Familienpension. Moderner Comfort. Garten, schöne Aussicht. Pension 6 bis 9 frcs.

Venedig **Christ. Hospiz. Campo S. Angelo** Pension 5—6 Lire.

Zwanglose
Alkohol-Entwöhnung
Wald- und Landaufenthalt, Jagd Rittergut Nimbsch, bei Sagan, Schl.
Prosp. frei Arzt im Hause.

Blickensderfer-Aluminium
Eleganteste und leichteste Schreibmaschine für Haus und Reise



Bewährtes System mit unverwüstlichem Mechanismus, sichtbarer Schrift und vielen Sondervorzügen. Gewicht nur 2 1/3 kg.
Preis: mit **zwei** Schriftarten nach Wahl **200 Mark.**
Verschlußkasten aus pol. Eichenholz oder Leder 10 Mk. bezw. 25 Mk.
Verlangen Sie bitte unsern illustr. Prospekt A No. 160 mit interessanten Berichten berühmter Forschungsreisender über die erstaunliche Stabilität der Blickensderfer in allen Weltgegenden, bei jedem Klima und jeder Behandlungsweise.
Schwerere Modelle 185— 260 M. laut Hauptkatalog
Auf Wunsch Teilzahlungen

Groyen & Richtmann **Königlich Rumänische Hoflieferanten**
Köln, Mauritiussteinweg 84 Filiale: **Berlin,** Leipziger Str. 112
Vertreter für die Schweiz: **Max Felchlin, Schwyz**

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 397 127 880 M. Vermögensbestand 145 810 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1910: 4 400 000 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese unsere Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Dieses Bild veranschaulicht in genauen Maßen die Steigerung des Konsums in **Palmin** (Pflanzenfett) und **Palmona** (Pflanzen-Butter-Margarine). Eine solche Umsatzsteigerung durch eine lange Reihe von Jahren beweist am besten, daß unsere Artikel einem wirklichen Bedürfnis entsprechen. Niemand sollte daher versäumen, einen Versuch mit Palmin und Palmona zu machen, denn es läßt sich heute schon beinah ausrechnen, wie lange es noch dauern wird, bis diese beiden Artikel in jedem deutschen Haushalt zu finden sein werden.

H. Schlinck & Cie. A.-G.

Bleyle's Knaben-Anzüge
aus besten, reinwollenen elastisch-porösen Stoffen sind **gesundheitlich von höchstem Wert.**
Ausserordentlich haltbar daher billig!
Vorzüglicher Sitz! Elegante Formen!
Kataloge von allen Verkaufstellen gratis!
Nächstgelegene Verkaufstelle zu erfragen durch die Fabrik
WILH. BLEYLE, Stuttgart.
Seite 18 des Kataloges wird besonderer Beachtung empfohlen.

Bleyle's Knaben-Anzüge

Probenummern versendet unentgeltlich der Verlag der Christlichen Welt.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.